

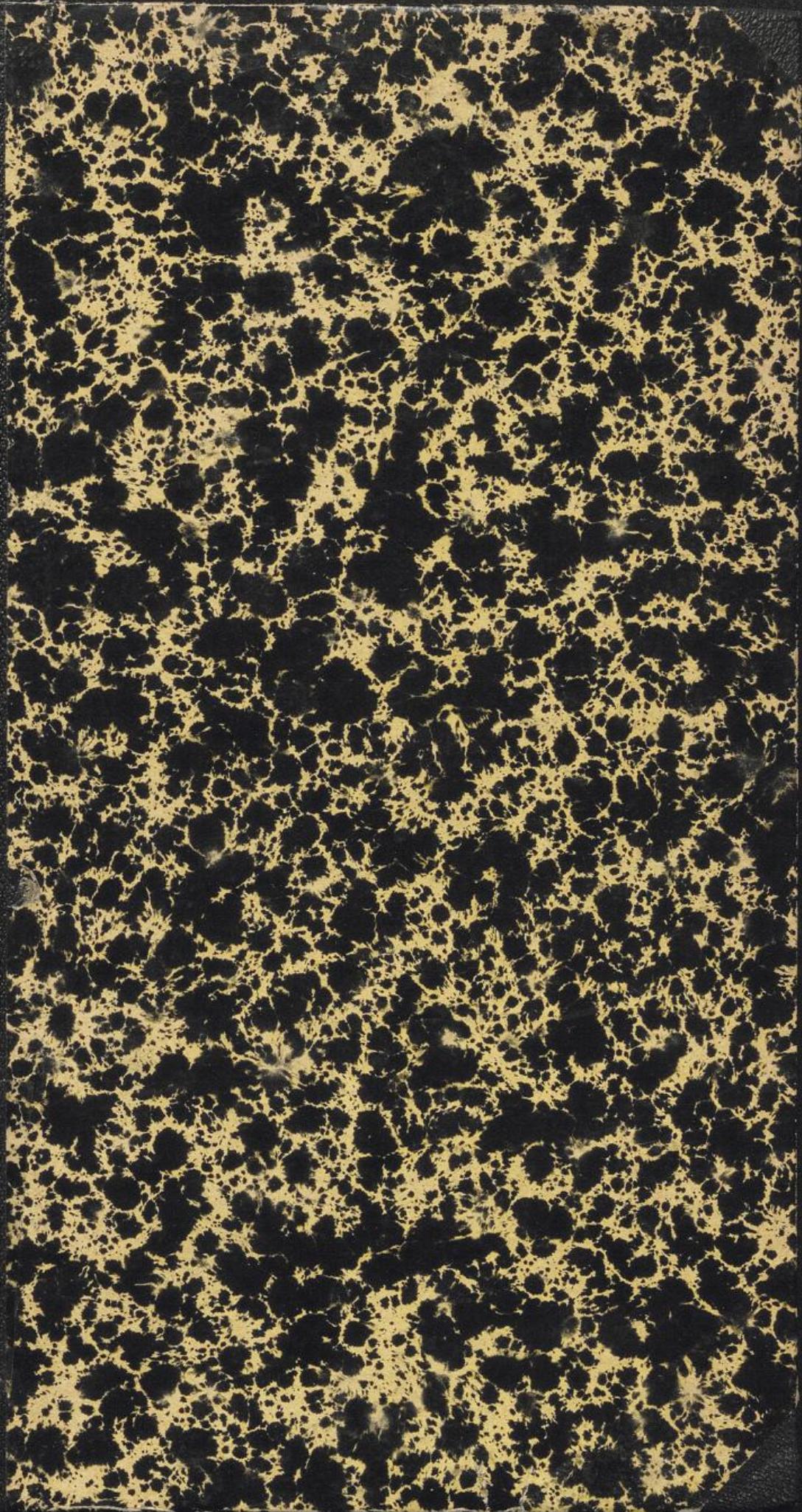
Vergißmeinnicht
1932

1 (1932)

SS-
richt
0
12

2)

27



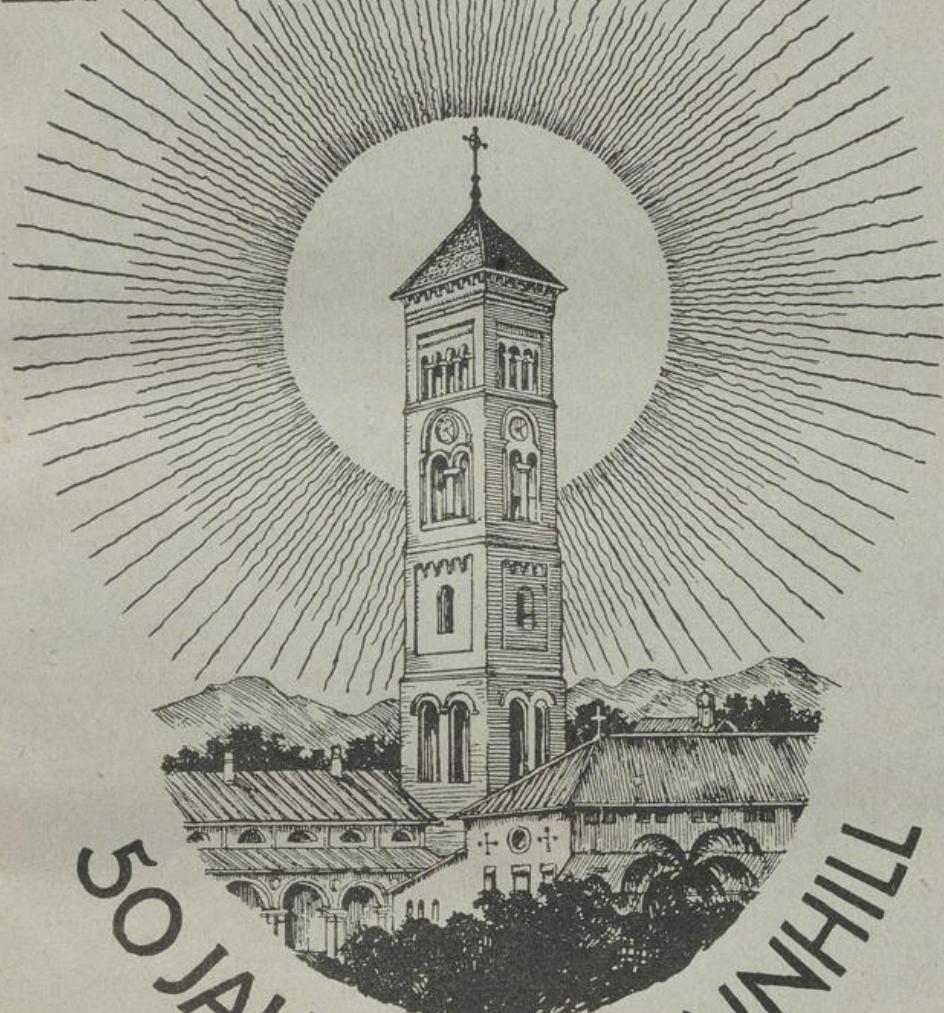
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



8010 7330



VERGESSMEIN NICHT



ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT
DER MARIANNHILLER MISSION

Nummer 1

Januar 1932

50. Jahrgang

Verlagsort: Nördlingen

Inhalt des Januarheftes:

Neujahrswünsch. Gedicht	1	Der Christenmord von Mombasa	15
Papstlied	3	Missionsspost	19
Geschichte der Mariannhiller Mission. Von P. Dom. Sauerland	4	Flucht nach Ägypten. Gedicht	20
„Der Stern blieb steh'n.“	8	Südafrikanisches Institut für Rassenverständigung. V. P. Bernh. Huf	23
Tschaka, der Eroberer	10	Die heilige Lanze. Von Prälat Konrad Kummel	26

Das „Vergißmeinnicht“ erscheint mit oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern. — Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. — Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Bestellungen u. Zahlungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Tschechoslow., Elsaf., Italien:
Mariannhiller Mission Würzburg, Pleicherring 3
Postcheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Mariannhiller Mission Köln, Brandenburgerstr. 8
Postcheckkonto Köln 1 652

für Schlesien und Norddeutschland:
Mariannhiller Mission Breslau IX, Sternstr. 52
Postgeschäfteam Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Dugoss., Rumänien:
Mariannhiller Mission Linz a. d., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 817, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:
Mariannhiller Mission Altdorf, (Gt. Uri)
Postcheckkonto Luzern VII 187

Bezugspreis für das Jahr 1931:

Deutschland Einzelbezug	RM. 2.40
Deutschland Sammelbezug	RM. 2.—
Schweiz	Fr. 3.—
Elsaf.	Fr. 15.—
Belgien	Belga 4.—
Tschechoslowakei	Kc. 20.—
Italien	Lire 10.—
Österreich	Schilling 3.30
Einzelbezug	1.—
Jugoslawien	Dinar 35.—
Ungarn	Pengö 2.80
Rumänien	Lei 92.—



Missionsbrüder!

Nicht nur Missionspriester, sondern auch Laienbrüder sind für die Entwicklung der Mission
von hervorragender Bedeutung!

An Missionsbrüdern herrscht großer Mangel.

Darum opferfreudiger, für Christus und seine Kirche begeisterter Jüngling,

reihe dich ein in die wackere Schar der Heidenapostel, setze ein dein Leben für die Sache Gottes und widme dich als Laienbruder der Mission!

Aufnahme finden junge Leute von 14—30 Jahren, mit körperlicher und geistiger Gesundheit und festem Charakter. Anmeldungen richte man an

**H. H. P. Rektor, Missionshaus St. Joseph
Reimlingen, Bayrisch-Schwaben und**
**H. H. P. Rektor, Missionshaus St. Paul
Post Walbeck, Rheinland.**

Briefkasten

Natlose Seele: Brieflich läßt sich die-
se Angelegenheit nicht restlos erledigen.
Suchen Sie sich einen Beichtvater, zu
dem Sie Vertrauen haben. Ein Orts-
wechsel wäre das Beste, auf jeden Fall
ernsthafte u. entschiedenes Wollen. Be-
ten Sie zur hl. Theresia vertrauensvoll.

Tüchtiges Fräulein sucht Stelle als
Pflegerin für Geistesfranke und
Schwachsinnige. Als Gutsbesitzerstochter
versteht sie auch selbstständig in Feld,
Stall und Haus zu arbeiten. Nur gut
katholische Stelle gewünscht.

Aus Welt und Kirche

Spanien. Die in Barcelona erscheinende kath. Zeitung „El Matí“ gibt eine genau Übersicht über die **Psarrerverhältnisse** Spaniens. Von 1866 bis 1931 ist die spanische Bevölkerung von 15,5 auf 25 Millionen, d. h. um 66 Prozent angewachsen; damals zählte man in Spanien 19 273 Psarreien, 1931 hingen 20 514, der Zuwachs beträgt also nur 6 Prozent. Da es in ganz Spanien 44368 Städte und Dörfer gibt (ganz kleine Ortschaften nicht inbegriffen), so sind 23 745 Orte ohne Priester und ohne Kirchen. Unter solchen Verhältnissen ist es nicht verwunderlich, wenn es mit dem religiösen Wissen im spanischen Volke da und dort nicht allzu gut steht. 1836 hat der spanische Staat die Kirche des größten Teils ihres Vermögens beraubt. In den Klerusgehältern zahlt er, wie Kardinal Segura y Saenz, Erzbischof von Toledo wiederholt hervorgehoben hat, nur einen Bruchteil dessen, was ihn allein die Verzinsung des geraubten Vermögens kosten würde. Die Regierung Primo de Rivera hat die spanische Kongrua-Summe von 1,5 Millionen Peseten auf 55 Millionen jährlich erhöht, das ist um 2,75 Prozent, während die Gehaltsaufbesserung der Staatsbeamten 20 und mehr Prozent betragen. Zweifellos trägt auch diese schlechte materielle Lage des spanischen Klerus ihr Teil dazu bei, daß die Anzahl der Psarreien sich nicht in dem erforderlichen Maße erhöht.

Portugal. In Gegenwart des Kardinal-Patriarchen von Lissabon wurden die portugiesischen St. Antonius-Gedenkfeiern mit der Wiedereröffnung der Lissaboner St. Antonius-Basilika eingeleitet. Die Basilika, vom Volke einfach „Haus des Heiligen“ genannt, weil sich dort nach der Überlieferung das Haus befand, wo der Sohn des Martin di Buglione geboren wurde, ist mit Hilfe der Stadt Lissabon und aus den Ergebnissen einer öffentlichen Subskription restauriert und neu ausgeschmückt worden.

Bolschewismus und „Surrogat-Kultur“. Mit Stolz betonen die Führer des

Bolschewismus, daß dieser nicht bloß der Schöpfer einer neuen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung, sondern auch der Bahnbrecher einer neuen proletarischen Kultur sei. Er versucht, die Wissenschaft im „proletarischen Sinne“ zu „reformieren“, der Literatur, dem Theater und Kino neuen Stil und Inhalt zu geben. Geprüft an den objektiven Werten, die Sinn und Zielrichtung jeder wahren Kultur bestimmen müssen, erweist sich indeed die ganze neue Kultur, die der Bolschewismus brachte, als Surrogat. Die monogame Geschlechtsmoral wird durch Polygamie und Polyandrie surrogiert, die Religion durch gökendienerische Verehrung der Technik, die Gerechtigkeit durch Gewalt und Terror. Darauf spielt der „Osservatore Romano“ an, wenn er in sehr sarkastischer Weise über den neuesten Plan der Sowjetmachthaber, „Er-satz“-Lebensmittel zur Behebung der Hungersnot bereitzustellen, berichtet. Die „Walfischwürstl“, welche die Sowjetregierung demnächst auf den Lebensmittelmarkt bringen lassen will, sind nur ein Symbol für den Surrogatcharakter alles dessen, was der Bolschewismus geschaffen hat. Und wenn heute die bolschewistische Presse sich bemüht, ihren Lesern klarzumachen, daß die neuen bolschewistischen Würstl ungleich viel vitaminreicher, nahrhafter sein werden als jene, nach denen das russische Volk vergeblich Begehr trägt, so erinnert dies lebhaft an die marktschreierische Propaganda, mit der die Sowjets die Güte ihrer sonstigen Surrogatartikel anzupreisen pflegen. Die Walfischwürstl werden wahrscheinlich noch das Harmloseste und Unschädlichste sein, was der Bolschewismus an Surrogaten in die Welt setzt. Mit diesen Würsteln kann man sich vielleicht den Magen verderben; dann wird man sie eben nicht mehr essen. Die Kultur- und Religions-surrogate der Sowjets aber verderben die Seele, den Geist. Ihre Wirkung ist keine so unmittelbare, wie es möglicherweise die der Walfischwürstl sein wird. Deshalb soll man vor diesen Surrogaten besonders achtsam auf der Hut sein.

Glaubenstreue eines Engländer. Ein im Jahre 1915 verstorbener protestantischer Engländer hinterließ ein Testament, dessen Klauzel bis jetzt zu vielen Auseinandersezungen Anlaß gab. Er hinterließ seinem Neffen die Summe von 5000 Pfund Sterling (das ist 100 000 Mark) unter der Bedingung, daß dieser am Tage seiner Großjährigkeit der katholischen Religion absage, in der er geboren sei. Trotz der ständigen Verlockungen durch die reiche Erbschaft ist der junge Mann seinem Glauben treu geblieben. Nach einem ersten Beschuß der Gerichte wurden dem Erben im Jahre 1928 weitere drei Jahre Aufschub gewährt, nach welchen, gemäß Testamentsverfügung, die Summe der Universität Oxford zufallen sollte. Da der junge Mann sich nach den drei Jahren jetzt wieder geweigert hat, seinem Glauben abtrünnig zu werden, ist die Erbschaft endgültig der Universität Oxford zugefallen. Die Standhaftigkeit der Glaubenstreue dieses jungen Mannes in unserem materialistischen Zeitalter erregte großes Aufsehen und wird in England sowohl von Katholiken wie auch Protestantten bewundert. (Münch. Kath. Kirchenz.)

Konversion Dr. Gerlichs. Wir haben erst kürzlich in einem Aufsatz darauf hinweisen können, daß die Konversion Dr. Gerlichs bevorstehe. Nunmehr hat sich in der Kapuzinerkirche zu Eichstätt die Konversion vollzogen, wobei auch Theresia Neumann anwesend war. Damit hat ein jahrelanges Ringen einer Seele, die zur Wahrheit strebte, wie es im Vorwort des Werkes Dr. Gerlichs: „Die Stigmatisierte von Konnersreuth“ heißt: „Ein Freund ist mir Plato, doch mehr liebe ich die Wahrheit.“ Er hat nun die einzige Wahrheit in Gott, in der katholischen Kirche gefunden. Dantit hat Gerlich den letzten Schritt getan, der in der Konsequenz seiner Arbeit für die Wahrheit in Konnersreuth lag. — Clemens Brentano, der Überlieferer der Visionen der Katharina Emmerich, hat nun ein Gegenstück an Dr. Gerlich gefunden. (Konnersreuther Sonntagsblatt.)

Ein „Palast der Sowjets“ in Moskau. Der schon seit einigen Jahren gefaßte Beschuß der Sowjets, im Mittelpunkt der Stadt Moskau ein Gebäude zu errichten, das zur Abhaltung von Konferenzen und Sitzungen und vor allem zur Beherbergung des großen jährlichen Sowjetkongresses dienen soll, wird nunmehr, sowjetrussischen Blättermeldungen zufolge, der Verwirklichung ent-

gegengeführt werden. Der Baurat der Sowjets veröffentlichte in der „Iswestija“ die Bedingungen eines Preisausschreibens für das neue Gebäude, das in seiner Architektur die Bestimmung des Sowjetpalastes: „Von den Massen für die Massen“ symbolisch zum Ausdruck bringen soll. Als Baugelände ist der Platz ausgewiesen, auf dem das „bisherige Symbol“ Moskaus, die berühmte Erlöser-Kathedrale mit ihrer leuchtenden goldenen Kuppel steht. Wie so viele andere alte Kirchen soll auch dieses Gotteshaus abgetragen werden, ebenso die nahegelegenen Häuser; denn der Sowjetpalast muß auf einem großen freien Platz beherrschend dastehen!

Das Preisausschreiben, demzufolge die drei besten Pläne mit je 10 000 Rubel prämiert werden sollen, nennt u. a. folgende Einzelheiten: In seiner äußeren Gestalt soll der Bau 1. dem Charakter der Epoche Rechnung tragen, „die durch den Willen der Werktätigen, den Sozialismus zu bauen, charakterisiert ist“; 2. der besonderen Bestimmung des Gebäudes. 3. seiner Bedeutung als Denkmal in der Hauptstadt der Union der sozialistischen Sowjet-Republiken. Folgende Räumlichkeiten sind vorgesehen: ein Saal für 15 000 Menschen mit einem Präsidium von 300 Menschen und Plätzen für 150 Mitglieder des diplomatischen Korps, ferner Sitzgelegenheiten für 150 ausländische und 200 Sowjetjournalisten. Der Saal muß außerdem Raum bieten für ein Orchester von 500 Menschen und für eine Bühne, die für Massenszenen geeignet ist. Gelegentlich sollen in diesem Saale auch Massenversammlungen, Massentheater- und Kinovorführungen stattfinden; auch neue technische und industrielle Erfindungen werden dann und wann hier gezeigt werden. An Nebenräumen werden als notwendig bezeichnet: ein allgemeines Vestibül für 14 000 Menschen, ein Vorzimmer für das Präsidium, Garderoberäume, Couloirs (wie bürgerlich!), Buffets, Medizinalkabinette, Rauchzimmer (nur für die bolschewistische Aristokratie?), besondere Arbeitsräume für das Präsidium, Beratungssäle, Arbeitsräume für die ausländischen und die sowjetistischen Pressesvertreter, Schauspielerzohrer usw. Alle diese Räume dürfen eine Gesamtbodenfläche von 15 770 Meter einnehmen. Ein weiterer Saal ist für etwa 6000 Menschen berechnet. Eine eigene Büchereistruktur soll Platz für 500 000 Bände bieten.

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission
in Südafrika

Fünfziger Jahrgang

1932



Verlag der Mariannhiller Mission
Würzburg, Bayern

Inhaltsverzeichnis

Gedichte

Allerheiligen	321	Neujahrswunsch	1
Allerheiligtag	335	Ostermorgen	77
Christus segnet die Ahren	210	Papstlied	3
Der Stern blieb steh'n	8	Palmsonntag	65
Eritedank	242	Petrus und Paulus	161
Flucht nach Agypten	20	Rosenkranzönigin	289
Lebensreise	271	St. Joseph	72
Maria Geburt	257	Stern von Bethlehem	353
Maria Himmelfahrt	225	Und Menschen sind	193
Maria Lichtmeß	33	Aber ein Kleines	97
Maimorgen	129	Weihnachtszauber	369
Mariannhill, 50 Jahre	360	Zum hlst. Herzen Jesu	178

Aussätze belehrenden, erzählenden und erbaulichen Inhaltes:

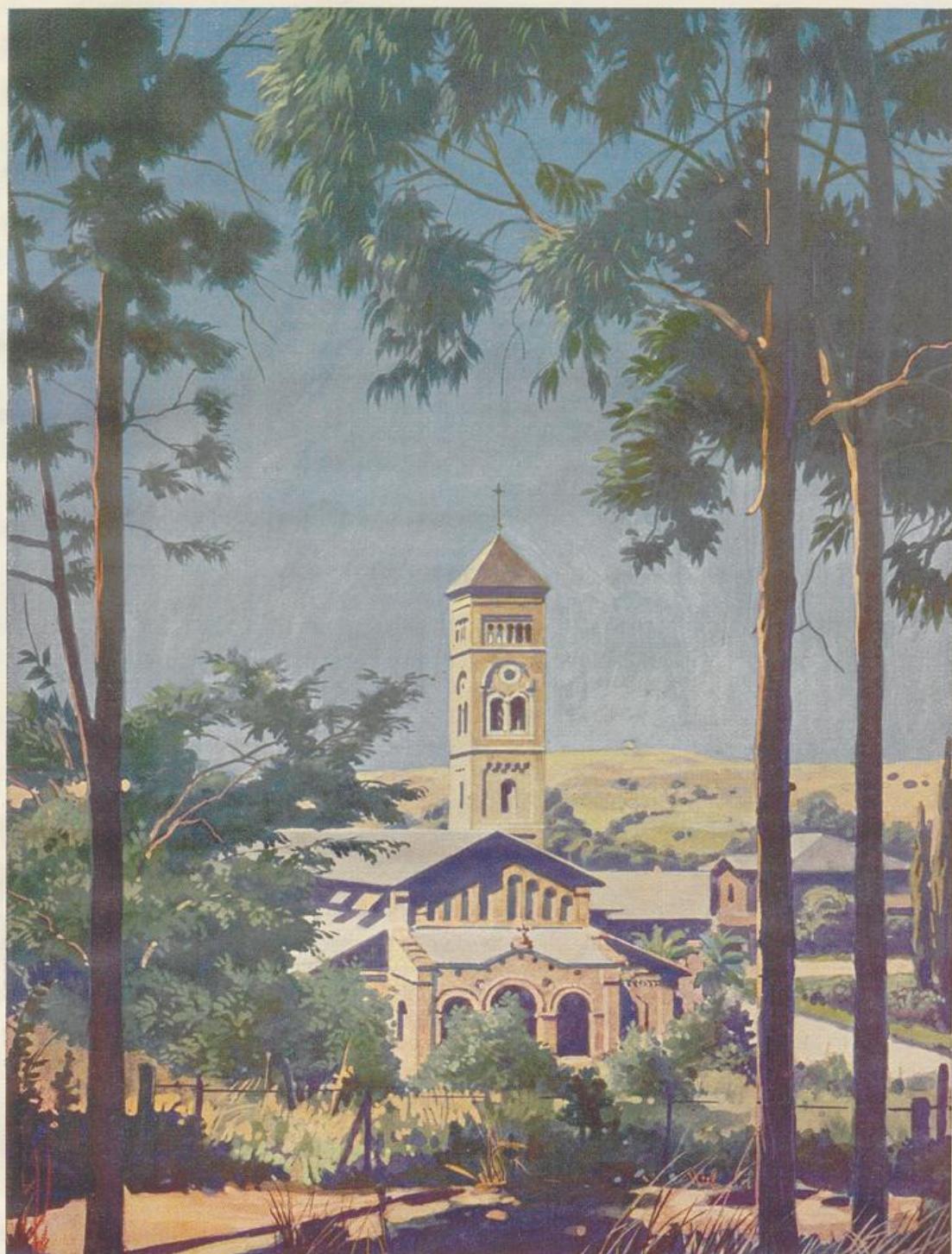
Adventferzen	356	Heilige Lanze, die 26, 56, 88, 121, 152, 184, 215, 247, 279, 312, 343, 374	
Afrikanische Musik	269	Hebung der Landwirtschaft unter den Eingeborenen	208
Alkoholismus und Mission	338	Helden der Nächstenliebe	296
Anwachsen der Ehescheidungen unter den Eingeborenen	172	Jahresstatistik	372
An allen Orten	103	Jahresbericht eines Missionars	364
Bulawayo, Missionsgebiet	82, 302	Irland	262
Bulawayo, Stadt	334	Jugendorganisation, katholische, in Südafrika	171
Christenmord in Mombasa	15	Juli	202
Cecil Rhodes	271	Kulturfortschritt in Südafrika	114
Der folgsame Häuptling	118	Katholische Jugendorganisation in Südafrika	171
Der heidnische Hauptmann	166	Kardinal van Rossum †	322
Einblick in das Denken und Fühlen der Bantu	108, 202	Landsend	104
Eingeborene und Landwirtschaft	116	Landwirtschaft und Eingeborene	116
Eine mutige Frau	118	Livingstone und der Regenmacher	276
Esel bleiben Esel	150	Missionspost	19
Erziehung bei den Eingeborenen	169	Mission, Rundschreiben des hl. Vaters	39
Ehescheidungen bei den Eingeborenen	172	Missionsleben	45
Ein Volkswirtschaftler im Missionarskleid	228	Missionenzyklika 73, 103, 134, 166, 198	
Ein großer afrikan. Missionar	239	Missionsgebiet Bulawayo	82
Edison und Negerfrage	273	Missionsstifzen	149
Es ist nahe!	307	Malaria-Epidemie	316
Größnung einer neuen Kapelle	335	Miva-Erfolge in Rom	146
Geschichte der Mariannhiller Mission	4, 34, 68, 98, 130, 162	Meine erste Taufe	198
Geistesentwicklung bei den Eingeborenen	194, 226, 258, 292, 322, 354	Musik, afrikanische	169
Generaloberer, neuer, der Mariannhiller Missionare	211, 231, 291	Mit dem Walfischjäger	54
		Neue Wege	112
		Nationalkirche in Afrika	342

Negerfrage und Edison	273	Tschaka, der Eroberer	10
Opfer eines Traumes	53	Taufe, meine erste	198
Osterflieger, der	75	Umtata, aus der Präfektur	120
Priesterseminar für Eingeborene .	43	Um die erste Stunde	135
Pater Frey zieht nach Bulawayo .	294		
Rassenverständigung, südafrik. In- stitut für	23	Viktoriafälle, die	52
Rundschreiben des hl. Vaters über die Missionen	39	Vom Hirtenknaben zum Volks- führer	137
Religion und Weltkrieg	327	Wolfszählung und Erziehung bei den Eingeborenen	169
Rundfunk, Mariannhill	332	Vom Wesen Pius XI.	143
Raphaelshaus in Hamburg	336		
Südafrikanisches Institut für Ras- senverständigung	23	Warum sorgen die Missionen nicht für sich selbst	42
Sozialer Kurs, 10. in Maria- zell	141, 184	Warum?	111
Strafrechtsreform für Eingeborene	237	Walfischjäger, mit dem	54
Somajuba	264, 298	Weihnachten in der Familie	362
Salomonisches Urteil, afrikanisches	274	Wenn Bücher reden	50
		Wirtschaftskommission der Ein- geborenen	119
		Zwischen Tod und Leben	85

Unsere Bilder

Abt Franz	1	Falke, als Hühnerschutz	221
Abt Franz von Mariannhill	359	Friedhof in Mariannhill	323
Abt Almandus	102	Familie, heilige	71
Abt Gerard	165	Grabmal von Abt Franz	195
Abt Edmund	197	Garten im Entstehen	283
Abt Bonaventura I	36	Generalkapitel 1932	329
Ausgießung des hl. Geistes	133	Generalrat	331
Auf der Fahrt nach Natal	140	Generaloberer, neuer	290
Altvetteren	147		
Außenstation in Schnee	275	Häuptling Paulus	201
Bischof Dr. Ehrenfried	363	Handarbeitsunterricht	347
Br. Gabriel	85		
Brüdernovizen	91	Iesus im Tempel	41
Barmherziger Samaritan	229	Jubiläum des Abtes Franz	163
Basutos auf Handel	300		
Bulawayo, Stadtkirche	305	Kapuzinerinnen in Mariannhill	269
Christus segnet die Ahren	211	Kardinal van Rossum	35
Christkind	369	Revelaer, Südafrika	51
Der Stern blieb stehen	8	Kirchenkonsekration in Deutsch-Ost- Afrika	236
Dublin	309	Kirchweihe in Deutsch-Ost-Afrika	239
Einzelne Birken	17	Klerikernoviziat	261
Engel vor dem Grabe	79	Krankenapotheke	341
Embakwe Mission	117	Klostergemeinde in Landsend	277
Einteilung, kirchliche	213		
Entstehen einer neuen Station	249	Löwin und Hyäne	144
Eingeborenen Schule	293	Landsend	217
Essen a. d. Ruhr	297	Landsend, Station	233
Empandeni	303	Lateranbasilika	105
Eingeborene Mädchen	49	Lateranpalast	109
Flucht nach Ägypten	20		
Fröhliche Ostern	80	Mariastern	37, 38
Franziskanerbrüder, deutsche in Südafrika	113	Mavela, Station	46
		Matabelé Häuptling	120
		Marchetti, Eminenz	99
		Mariannhill . Missionare auf der Fahrt nach Südafrika	137

Möven	144	Paulus zu Ephesus	169
Mauleselgespann	151	Präfektur Umtata	181
Missionsseminar Reimlingen	155	Priesterkandidaten, eingeborene	183
Mariazell, Sommerkursus	176, 325	Pater Michael Frey	245
Missionare, junge von Mariannhill	209	P. Franz als türkischer Beg.	364
Marianische Kongregation in Mariannhill	227	P. Franz als Pfarrer	365
Maria Trost	230	Pius-Seminar im Festschmuck	367
Mariä Geburt	265		
Missionsfahrt	272		
Missionsveteranen	333		
Neupriester, Mariannhiller	205	Reimlingen, St. Josef	24
Neugründung	241	Raphaelshain in Hamburg	337
Negerkind	246		
Ostern, fröhliche	80	Salotti, Erzellenz	131
Papst Pius XI.	2	Sommerschul-Teilnehmer	173
Prälaten, Südafrikanische	13	Schwesternkonvent	187
Priesterseminar für Eingeborene	13	Schneiderzunft in Mariannhill	233
Priesterjubiläum in Südafrika	45	Schnee im Sommer i. Südafrika	275
Pacelli, Eminenz	67	Stammbaum von Mariannhill	371
		Stern von Bethlehem	355
		Ubena, Dampfer	87, 315
		Umtata-Präfektur	181
		Walfischdampfer	55



Mariannhill

Liebe Wohltäter und Freunde der Mission!

Zum nahestehenden Weihnachtsfeste, dem Feste des Friedens für alle Menschen, insbesondere auch der afrikanischen Heidenwelt, wünsche ich im Namen unserer Genossenschaft Ihnen allen von ganzem Herzen des Christkindleins reichsten Gnadensegens.

Der liebe Heiland wird Ihnen alles reich vergelten, was Sie trotz eigener Not in diesen schweren Zeiten für die Rettung unsterblicher Seelen getan haben und immer noch tun. Ihrer treuen Mithilfe und der Unterstützung aller unserer Missionsfreunde ist es nächst Gott am ersten zu danken, daß das Missionswerk der Mariannhiller, das heuer auf sein fünfzigjähriges Bestehen zurückblicken kann, solch erfreulichen und segensreichen Aufschwung genommen hat.

Um aber dieses gottgewollte Werk weiter führen zu können, bedarf es weiter anstrengendster Arbeit der verhältnismäßig geringen Schar von Missionaren und aufopfernder Hilfeleistung unserer Missionsfreunde und Gönner in der Heimat. Noch immer sind es der Arbeiter wenige, die im großen Weinberg Gottes arbeiten und dort ihre Lebenskräfte dem großen Werke opfern. Noch immer aber ergeht der Ruf des Herrn an glaubensstarke und für die Rettung der Seelen begeisterte Seelen mitzuhelfen am Aufbau des Reiches Gottes in der Heidenwelt.

Aber die Not ist groß und der großen Schar unseres jungen Nachwuchses in unseren heimatlichen Bildungsanstalten ist es kaum möglich, ein Geringes zu ihrem Unterhalte und Unterrichtskosten beizutragen. Nur der Priester in der Mission vermag den Hunger der Seelen zu stillen, die sich zum Unterrichte an ihn herandrängen.

Mehr Priester! ist immer wieder der Ruf der Missionsobern im Missionsgebiete. Wo der Priester wirken kann, da strömt der siebenfache Gnadenstrom fruchtend und lebenspendend in die Seelen.

Darum ist es ein herrliches Werk und bei größten Opfern ein reich gesegnetes vor Gott, da mitzuhelfen durch tätige Hilfe. Der hl. Vater hat mir bei der Audienz vom 12. Oktober 1932 seine hohe Befriedigung über den Fortschritt unseres Missionswerkes ausgedrückt und insbesondere allen Mitarbeitern und Helfern, also auch Ihnen, liebe Wohltäter, seinen Apostolischen Segen gespendet. Das Gebet aller unser Pflegebeohlten, das Gebet und das hl. Opfer am Altare aller Priester, die hl. Kommunionen und Gebeie der Ordensbrüder und eingeborenen Christen ist der Dank für Ihr Missionsinteresse. Der große Vergelster aber ist der Heiland selber, der da spricht: Was ihr dem Geringsten unter euch getan, das habt ihr mir getan!

Mit herzlichem Gruß und priesterlichem Segen in der Liebe des hlst. Herzens Jesu und Mariä, der Mittlerin aller Gnaden,

zeichnet dankbar ergebenst

Reginald Weinmann, R. M. M.

Generaloberer der Mariannhiller Missionskongregation.

Bergkämmeinnicht



Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Nummer 1

Januar 1932

50. Jahrgang

Neujahrsgruß!

Läutet, läutet Engelsglocken
Denn das neue Jahr bricht an!
Selig, wer es mit Frohlocken
Und mit Dank beginnen kann.

Will das alte Jahr nun scheiden
Löst sich finstrer Geister Bann,
Selig, wer aus Lust und Leiden
Süße Lebensfrucht gewann.

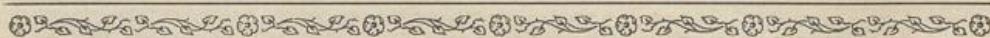
Ach, vergeßt, was euch genommen,
Was im Strom der Zeit verrann,
Jeder soll zum Lichte kommen
Denn ein Jahr des Heils begann!

J. S.



Seine Heiligkeit Papst Pius XI.

hat anlässlich einer Audienz unseres Hochwst. H. P. Generals
allen Wohltätern unserer Mission den Apost. Segen gespendet



Papstlied

O Völkerhirt auf Petri Thron,
Vertreter du von Gottes Sohn,
Der Wahrheit unfehlbarer Hirt,
Verkünder du von Christi Wort:
Mit Kindeseinfalt huld'gen wir,
O Vater, Hirte, Lehrer, dir!

Und tobt auch laut mit Donnerhall
Der Stürme grauser Wogenschwall
Um Petri Schiff im schweren Streit
Auf wildempörtem Meer der Zeit:
Mit Kindeseinfalt huld'gen wir,
O Vater, Hirte, Lehrer, dir!

Und hämmert auch der Hölle Wut
Voll Gotteshaß und Frevelmut
An unsrer Kirche Quadermark,
Am Felsen Petri, stolz und stark:
Mit Kindeseinfalt huld'gen wir,
O Vater, Hirte, Lehrer, dir!

Und ob auch wie das Strafgericht
Der Wolf in Christi Herde bricht,
Und manches Schäflein gottverwaist
Vom Herzen seines Hirten reißt:
Mit Kindeseinfalt huld'gen wir,
O Vater, Hirte, Lehrer, dir!

Und schlägt man auch in Fesseln schwer
Dich Priesterkönig, hoch und hehr,
Und flicht man auch den Dornenkranz
Um deiner Krone Perlenglanz:
Mit Kindeseinfalt huld'gen wir,
O Vater, Hirte, Lehrer, dir!

Geschichte der Mariannhiller Mission

Zum 50jährigen Bestehen Mariannhills

Von P. Dom. Sauerland, RMM.

Das Jahr 1932 ist ein Jubeljahr für die Mariannhiller Missionsgesellschaft; denn sie begeht in diesem Jahr das 50jährige Bestehen Mariannhills und ihrer Südafrika-Mission. Zugleich sind es auch 50 Jahre, daß das Vergißmeinnicht in Erscheinung trat und Bote wurde zwischen Mariannhill und seinen vielen Freunden und Wohltätern. Das Band der Freundschaft zwischen Mission und Missionsfreunden ist im Laufe des vergangenen halben Jahrhunderts nicht lockerer geworden, hat sich vielmehr in der stets größer werdenden Leserfamilie enger geschlungen und gestärkt. Viele Familien sind durch die Bände des Blutes mit dem südafrikanischen Missionswerke verbunden, viele haben sich durch Wohltaten, durch Förderung und Pflege des Missionsgedankens ein Denkmal in den Annalen der Mariannhiller Missionsgesellschaft gesetzt, das unvergänglicher ist als Erz und Stein, lebt es doch im treuen Gedenken beim täglichen Opfer der Priester und im Gebete der Klostergemeinden und Missionsstationen, sowie der eingeborenen christlichen Familien fort und fort. Und wenn auch der Werdegang Mariannhills sehr vielen unserer älteren Leser bekannt sein wird, so dürfen wir doch wieder in kurzen Strichen das Werden und Wirken und Wachsen Mariannhills aufzeichnen, um mit der Betrachtung der Entwicklung unserer Mission die Männer zu bewundern, die solches Werk in selbstlosester Weise schufen, die Wege der göttlichen Vorsehung zu preisen und Gott, dem Lenker aller Geschicke gebührenden Dank zu erweisen, ohne dessen Gnade der Mensch ja nichts zu leisten vermag.

P. Franz. Mit dem Namen Mariannhill ist auf unzertrennlichste Weise der Name „P. Franz“ verbunden. Wendelin Pfanner, ehemals Pfarrer von Haselstauden in Vorarlberg, dann Trappist in Mariawald in der Eifel und Gründer des Klosters Mariastern in Bosnien ist der geniale Urheber und Stifter der Mariannhiller Mission in Natal geworden, jener Mission, die „der Stolz der deutschen Afrikamissionare“ genannt wird. P. Franz brachte eine reiche Erfahrung mit für sein Werk. Als Weltpriester neun Jahre Seelsorger einer Landgemeinde, drei Jahre Seelsorger eines Frauenklosters, dann Mitglied des Ordens der Reform. Cisterzienser, „Trappisten“ genannt, gelang es ihm nach unerhörten Opfern das größte Kloster der Balkanhalbinsel zu gründen im Jahre 1868 zu Banjaluka in Bosnien, durch das er dem unter türkischer Herrschaft leidenden Land natürlichen und übernatürlichen Segen brachte. Doch sollte hier der 52jährige seinen Lebensabend nicht verbringen dürfen; er war berufen, im schwarzen Erdteil ein noch größeres Missionswerk zu schaffen.

Ein kühner Entschluß. Im Jahre 1879 nahm P. Franz als Prior seines Klosters Mariastern in Bosnien teil an dem Ordenskapitel zu Sept-Fons in Frankreich. Bischof Riccards von Grahamstown in der Kapkolonie war ebenfalls erschienen und bat um eine Niederlassung dieser Ordensleute zur Zivilisierung und Bekehrung der in seinem Missionsgebiet wohnenden heidnischen und seltenerischen Eingeborenen

(Kaffern genannt, nach dem arabischen: *Kesir* = Ungläubiger.) Es handelte sich um eine Bevölkerung von etwa 300 000 Seelen. Keiner der anwesenden Prälaten zeigte sich geneigt, trotz günstiger Versprechungen und Angebote, ein solches Wagnis zu unternehmen. Zum Erstaunen



Abt Franz

nach einer Bronzeplastik des Prof. Weckbecker in Pius-Seminar zu Würzburg

aller erhob sich P. Franz und erklärte: „Wenn niemand geht, gehe ich.“ Was das für P. Franz bedeutete, vermag nur derjenige zu ermessen, der es erfahren hat, sich von einem liebgewordenen Werke zu trennen, wer das Opfer einer Mutter zu verstehen vermag, die sich von ihrem geliebten Kinde trennen muß. P. Franz brachte das Opfer. Und das soll P. Franz nie vergessen werden. Der kühne Mann erhielt die Genehmigung des Kapitels und kehrt sofort zur Ausführung seiner Aufgabe zurück. Seine plötzliche Rückkehr und die Enthüllung seines Planes löste zuerst Bestürzung, dann Begeisterung aus.

Die Ausfahrt. P. Franz traf seine Anstalten zur großen Südlandsfahrt. Am 22. Juni 1872 traten 32 Trappisten und ein Laie, ein Buch-

drucker, die Reise nach Afrika an. Die Reise ging durch Deutschland über Antwerpen nach England. Sie gingen nicht an Land, sondern sofort auf einen kleinen gemieteten Dampfer, den der Bischof besorgt hatte. Die Fahrt begann am 30. Juni und war nach heutigem Begriffe eine abenteuerliche. Auf dem winzigen Schifflein wurden bald alle von der Seefrankheit erfasst. P. Franz wurde gleich anfangs krank und später durch Schlickern des Schiffleins nicht unerheblich am Bein verletzt. Je näher sie dem Süden kamen, umso kälter wurde es, denn um diese Jahreszeit ist dort Winter. P. Franz war ziemlich mitgenommen, als das Schiff in Kapstadt ankam. Außer den Trappisten mit ihrem tapferen Führer reiste noch der Bischof mit mehreren Klerikern und einigen Schulschwestern für dessen Vikariat mit. Außerdem hatte man noch Zuchtwieh, Maschinen und Handwerkszeug an Bord. Die Tagesordnung war den Umständen entsprechend; aber möglichst der klösterlichen angeglichen. Es mußte als eine Wohltat empfunden werden, endlich den schwankenden Schiffsboden mit der afrikanischen Erde vertauschen zu dürfen. Am 28. Juli betraten sie das Land ihrer Sehnsucht. Hätten sie die kommenden Schwierigkeiten vorausgesehen, so hätten sie wohl weniger froh in das Tedeum eingestimmt, das sie mit ganzer Inbrunst sangen. Denn bald sollten sie die ersten Bedrängnisse erfahren. Einen Tag nach der Landung erreichten sie das vorläufige Ziel ihrer Fahrt: Dunbrody, die versprochene Missionsstation. Hier fanden sie außer einem einfachen Blechhaus, dem künftigen Klösterchen, nichts als Sand und wildes Buschwerk. Eine trostlose Gegend. Doch mit Gottvertrauen begannen sie ihr schweres Werk, bebauten Land, sorgten für das kommende Jahr durch hoffnungsvolle Aussaat. Errichteten neue Blechhütten für Wohn- und Vorratszwecke und übten stetes Stillschweigen und gemeinsames Gebet.

Bedrängnisse und Not. Da man hier in Afrika nach Trappistenart nur vegetarisch lebte, dieser harte, wasserlose Boden aber nichts eintrug, so gerieten die angehenden Missionare und Kulturpioniere in drückende Nahrungssorgen, die noch erheblich vermehrt wurden, als der Bischof seinen Versprechungen nicht nachkommen konnte. Sie sahen sich plötzlich sich selbst überlassen, hilflos und von der Welt abgeschnitten. Von Missionstätigkeit konnte bei dieser Lage keine Rede sein. Drei Jahre hielten die Wackeren stand auf diesem aussichtslosen Posten, dann gaben sie ihn auf. Erst viele Jahre später konnten hier dieselben Glaubensboten auf dem Weg über Natal das Christentum den Heiden bringen, so daß Bischof Riccards nicht vergebens diesen Orden in die Kapkolonie rief. Anfängliche Unstimmigkeiten wurden zuletzt friedlich beigelegt. Während P. Franz nach Europa gereist war, um beim Ordenskapitel Bericht zu erstatten und um neue Mittel für sein Werk in Deutschland aufzubringen, verließ die Klostergemeinde Dunbrody und zog in die britische Kolonie Natal. Sie wurde am 27. November 1882 vom Apostol. Vikar Solivet OMI, freundlich im Hafen von Durban aufgenommen. Der Bischof bot ihnen eine Station, St. Michael, 85 Meilen von Durban entfernt, als Aufenthaltsort an. Die Expedition war schon in Marsch gesetzt, als P. Franz von Europa zurückkehrte und eine Wendung der Dinge herbeiführte.

Der Geburtstag Mariannhills. St. Michael wurde zunächst nicht besetzt wegen zu weiter Entfernung von Durban. Doch bevor eine

Woche vergangen, hatte der rührige Pater Prior Franz eine andere Besitzung als Ordenseigentum erworben und mit seinen Leuten bezogen. Es war der 27. Dezember 1882, als Mariannhill gegründet wurde. Die Neugründung wurde auf Wunsch eines edlen Wohltäters zu Ehren der Gottesmutter und der hl. Anna benannt. Die Endung „hill“ gleich Hügel oder Berg auf Englisch. Diese Niederlassung ist von der Hafenstadt Durban in einer Stunde Bahnfahrt zu erreichen und von dem Bahnhof Pinetown in einstündigem Fußmarsch. Mariannhill ist schon oft in Wort und Bild geschildert und sein Name ist weit über die Grenzen Natal's und der Heimat bekannt geworden. Fruchtbare Boden und prächtige Waldungen zeichnet die Landschaft aus. In der Nähe ist der Umhlatuzanfluss mit seinen wasserreichen Nebenbächen. Von den Höhen um Mariannhill ist das ganze Küstengebiet zu überschauen. Subtropische Pflanzen und ein gesundes, gemäßiges Klima herrschen hier. Die Bewohner dieser Gegend sind Zulus, wohl die Intelligentesten unter den Bantustämmen.

Von kleinen Anfängen. Bald entfaltete sich auf der Farm ein bewegtes Bild. Das Priorat, ein Brüderhaus und ein Warenmagazin wurden schnell aus Zelten mit Holzkonstruktion und Blechdach errichtet. Ochsen und Ackergeräte konnten erworben werden und der Ackerbau begann. Trotz vorgerückter Zeiten lohnten sich aber die Arbeiten, denn die Witterung war gut. Im Priorat fand die Handpresse ihren Platz, die im Januar bereits die „Fliegenden Blätter von Mariannhill“, die Vorboten des Vergnügennichts zu Werbezwecken nach Deutschland schickte. Nun konnten auch die Patres und Brüder ihre eigentliche Tätigkeit, die Mission in Angriff nehmen. Sie waren ja dazu nach Afrika gerufen worden, um den faulen und arbeitscheuen Eingeborenen Wegweiser zu einer besseren kulturellen und religiösen Lebensweise zu sein. Gerade als Trappisten, die einem kontemplativen, hüfzenden und zugleich arbeitenden Orden angehörten, schienen sie zum Heil dieses Volkes berufen. Das Erscheinen dieser seltsamen Männer in voller Ordenstracht, die in diesem heißen Klima mit ihrem Oberen an der Spitze die kulturelle Tätigkeit nach alter Benediktinerart ausübten und dazu ein Leben nach der gewohnten Bußstrenge ihres Ordens führten, erregte im Lande anfangs großes Aufsehen. Als man sie näher kennen gelernt und zu begreifen anfing, was diese Männer eigentlich wollten, freuten sich fast alle über ihre Ankunft. Besonders die Engländer versprachen sich viel von den landwirtschaftlichen und industriellen Erfolgen der Missionare für ihre Kolonie.

Der Eindruck auf die Eingeborenen. Man kann sich kaum die Freude jener Eingeborenen vorstellen, die auf dem Boden der Mission wohnten und von P. Franz vernahmen, künftig könnten sie zum halben staatlichen Pachtprice das Land bebauen. Als Bedingung mußten sich die Pächter, achtzehn an der Zahl mit ihren sechzig Frauen und Anhang auf das andere Ufer des Umhlatuzan begeben, um von dort aus näher bei ihren Feldern sein zu können und um sie besser zu bewirtschaften. Als P. Prior ihnen ferner mitteilen ließ, daß ihre Kinder unentgeltlich Unterricht genießen sollten, ja im Kloster sogar Unterkunft finden würden, da verbreitete sich die Kunde von den uneigennützigen Männern von Mariannhill im ganzen Lande. Aus allen Gegenden kamen Besucher, um sich das Leben im Kloster und das fromme Leben und Weben



„Der Stern blieb steh'n . . .“

Sie zogen auf verschied'n'nen Bahnen
Und wollten doch zum gleichen Ziel;
Es waren hier entrollte Fahnen
Und dort und dort des Windes Spiel,
Und hier und dorten ging beladen
Der Troß mit Gaben für den Herrn:
Sie zogen auf verschied'n'nen Pfaden
Und folgten doch demselben Stern.

Bis endlich auf ein Dach von Halmen
Der Stern sein letztes Licht ergoß,
Bei Hirtenliedern, Engelspsalmen
Sein treulich winkend Auge schloß.
Da war, da war das Ziel gefunden,
Da fanden auch die Pilger sich
Und dienten nun, in eins verbunden,
Dem gleichen Herrn demütiglich.

Und bittre Myrrhen hat der eine,
Der andre Weihrauch ihm gezollt,
Der dritte bracht' ihm Edelsteine
Und Perlen dar und rotes Gold!
Und jedes Opfer nahm in Gnaden
Und jeden Priester sah er gern:
Sie kamen auf verschied'n'nen Pfaden
Und dienten doch demselben Herrn.

der Missionare anzusehen. Es erregte lebhafte Verwunderung, wie die fremden weißen Männer arbeiteten und beteten und so flug wirtschafteten, daß der Erfolg unverkennbar war. Diese indolenten und nimmersatten Eingeborenen empfanden es nach und nach beschämend, als sie bei den Missionaren in allem das Gegenteil ihrer eigenen Lebensart schauten. Sie mußten feststellen, daß hier alle, selbst der Vorsteher, täglich harte und sauere Handarbeiten verrichteten bei einer ärmlichen und spärlichen Nahrung. Besonders seltsam wirkte die Ruhe und Sammlung auf die geschwätzigen und ausgelassenen Heiden.

Indirekte Beeinflussung der Eingeborenen. Ohne geradewegs für das Christentum zu werben, führten die Mariannhiller zunächst durch ihr entsagungsreiches Leben, ihre Liebestätigkeit, ihren erbauenden Gottesdienst und das gute Beispiel ihres Arbeitsfleizes viele Herzen schließlich der Wahrheit zu. Zugleich wurde der Welt offenbar, wie falsch bisher das Urteil über die schwarze Rasse war. Die Missionare von Mariannhill bewiesen der Menschheit, daß bei richtiger Methode, nämlich der persönlichen, körperlichen Arbeit und den Beweis ihrer Notwendigkeit und des Erfolges, auch diese Schwarzen sittlich und wirtschaftlich zu heben und höherer Wahrheit zugänglich sind. Im weiteren Verlauf unserer Skizze werden wir das noch bestätigt finden. Der „primitive“ Eingeborene vermochte mit weniger Anstrengung zu leben. Ihm genügt das Umdrehen eines Stückchen Bodens. Die Frauen besorgen die Aussaat und Ernte. Die Kinder hüten das Vieh. Die Missionare in Mariannhill schufen darin gründlich Wandel. Dem Familienglück, sowie der väterlichen Autorität stand die Vielweiberei hindernd im Wege. Trieb nicht der Hunger zur Arbeit, so wurde gesauzenzt, höhere Gesichtspunkte lagen dem Volke völlig fern. Wie aber diese Männer ihnen bewiesen, was aus dem verwilderten und verkommenen Boden sich machen ließ und staunenswerte Künste und Handwerke betrieben, erfaßte auch die Eingeborenen der Wunsch nach solchen Erfolgen. Sie gingen in die Lehre zu den Mariannhillern und fanden bei den Feldarbeiten, wie Bauten, einträgliche Beschäftigungen. Bei richtiger Anweisung und gutem Verdienst überwanden sie rasch ihre natürliche Trägheit, wurden gute Tagelöhner, ja fleißige Ackerarbeiter, die heute schon manchen Weizen übertreffen. Selbst der höhern Bildung wurden sie zugänglich, was früher kein Europäer glauben wollte. Doch werden noch Generationen vergehen müssen, bis die Bantustämme ganz zivilisiert sind.

Das Vertrauen wächst. Als Entgelt für entsprechende Arbeit verschaffte den Eingeborenen auf der Mission P. Franz gute Kleidung, billige Verpflegung und wohlfeiles Ackergerät. So kamen die Schwarzen zur Überzeugung, nur gerade für sie, um ihnen zu helfen, seien die Missionare da, nicht um sie auszubeuten, wie das bisher alle Weizen getan hatten. Die von Prior Franz Pfanner errichteten Kramläden belieferten die Eingeborenen billig und mit allem, was sie für den täglichen Unterhalt brauchen, und oft können hier die ersten Anknüpfungspunkte zur Beklehrung geboten werden. Weil die Ordensleute alle als Menschen behandelten und keine Rassenunterschiede kannten, etwas dem Neger völlig Fremdes, wurde das Vertrauen zu den Missionaren besonders groß, die einem solchen Verhalten überall Rechnung trugen. Sogar bei Prozessionen nahmen die Eingeborenen ehrenvolle Plätze ein. Auch

heute noch halten die Schwarzen die unentgeltliche Erziehung ihrer Kinder, freie Verpflegung und die Ausbildung begabter Knaben zu Katecheten, Lehrern, Priestern, für eine Ehrung, die der ganzen Rasse zuteil wird. Dadurch wurde die Missionstätigkeit der Patres besonders erleichtert. Haben die Neger einmal den Unterschied erkannt, der zwischen einem geordneten Leben, der einfachen, doch menschlichen Lebensweise der Missionare und dem Schmutze ihrer Kraale besteht, und kosten sie die Früchte der katholischen Lehre im täglichen Leben; sind sie vertraut mit den Vorteilen der Zivilisation, so vermag man leicht zu bessern und zu bekehren. Kirchliche Feiern; wie Hochämter, Taufen, Erstkommunionen, Prozessionen usw. die natürlich mit möglichstem Aufwand entfaltet werden, machen auf diese primitiven Menschen den tiefsten Eindruck und bilden meist den letzten Anstoß, der sie zum Übertritt bewegt. Das Mittel zur Überbrückung der Gegensätze war also gefunden und das Vertrauen gesichert und gefestigt.

(Fortsetzung folgt).

Tschaka, der Eroberer

Tu Beginn des 19. Jahrhunderts war das Zuluvolk noch wenig zur Geltung gekommen. Nach langen Wanderungen hatte es sich im heutigen Natal sesshaft gemacht und unterstand dem Häuptling der Mtetwa als seinem Lehensherrn. Die engere Stammesregierung lag jedoch in den Händen ihres eigenen Häuptlings Senzangakona, dem um 1786 ein Sohn geboren wurde. Die Mutter dieses Kindes, Nandi, nahm nach der Sitte der Zulus das Kind in ihr Elternhaus, um es dort nach einem Jahre zu entwöhnen. Hier wuchs es zu einem wilden, unbändigen Burschen heran, der sich seiner Umgebung gar nicht anpassen konnte. Nur für seine Mutter brachte er Interesse auf, um seine übrigen Verwandten kümmerte er sich garnicht.

Als er die Kindesjahre hinter sich hatte, kam eines Tages sein Vater zu ihm, um ihn sich einmal anzuschauen und ihm ein Lendentuch anzulegen, wie es erwachsene Burschen und Männer zu tragen pflegen. Doch Tschaka weigerte sich nicht nur, das Tuch anzunehmen, sondern er war so bösartig gegen seinen Vater, daß er daraufhin das Stammesgebiet verlassen mußte. Doch seine Mutter wollte es nochmals mit ihrem Liebling versuchen. Dank ihrem Einflusse brachte sie ihren Vater dazu, sich ihres Sohnes anzunehmen. Auch diese Mühe war vergebens; denn bald hatte Tschaka auch die Geduld seines Großvaters erschöpft und konnte wieder frei in der Welt herumziehen.

Endlich fand er einen Mann, der ihn verstand und dem er sich auch fügen wollte. Es war der junge Häuptling der Mtetwa, Dingiswaho, der aus persönlicher Erfahrung wußte, was es heißt, fern von der Heimat in der Welt herumzuschweifen. Er erkannte sofort das hervorragende Talent des Burschen, darum gewährte er ihm Unterkunft und machte ihn zum Soldaten seines Heeres. Tschaka gewann bald Bedeutung und Ansehen bei den Kriegern und wurde ein Freund des Häuptlings. Gemeinsam zogen sie zum Kampfe und stritten Seite an Seite mit großem Erfolg, so daß Tschaka bald der Liebling des Volkes wurde.

Auf diese Weise kam er auch glücklich über die Sturm- und Drang-
periode seines Lebens hinweg.

Eines Tages erhielt er die Nachricht vom Tode seines Vaters. Sofort begab er sich zu seinem Volksstamme, um sein Amt als Häuptling der Zulus anzutreten. Doch blieb er seinem Freunde aus dem Stamme der Mtetwa stets in Treue verbunden. Als im Jahre 1812 Dingiswayo im Kampfe gefangen genommen und hingerichtet wurde, wählte der große Mtetwastamm Tschaka zum Häuptling. Waren doch die Helden-
taten des ungestümen Mannes noch gut in der Erinnerung des Volkes geblieben. Die Mtetwa vereinigten sich daraufhin mit den Zulus und führten seitdem den Namen Amazulu.

Tschaka, erst 24 Jahre alt, überragte alle Männer an Körpergröße, an Elastizität und Kraft. Alles was bei seinen Stammesgenossen Ver-
wunderung zu erregen vermochte, brachte er zustande. Seine Aus-
dauer war geradezu unerschöpflich. Er war nicht nur ein furchtloser Krieger, sondern auch ein Meister im Gesang, Scherz und Tanz.
Doch für ihn war der Tanz nicht eine angenehme Erholung, sondern ein Mittel zur Vervollkommnung seiner Gewandtheit und Kraft.

Ihm war, wie allen Häuptlingen der Hirtenvölker jener Zeit, keine friedvolle Laufbahn beschieden. Ihm blieb nur die Wahl zwischen An-
griff und Verteidigung. Doch der Kampf kam ihm nie ungelegen, da sein ganzes Wesen auf den Krieg gerichtet war. Außer seiner Liebe zur Mutter zeigt sein Lebenslauf keine Spuren von Zärtlichkeit zu Frau und Kind, von freundlicher Nachgiebigkeit, noch von Reue über seine Fehler. Seine Strenge wurde durch kein Erbarmen gemildert, seine Grausamkeit durch kein Bedauern oder Nachgeben. Durch sein ungewöhnliches Organisationstalent wußte er die strengste Disziplin bei seinen Leuten, und in gewissem Sinne auch bei sich selbst zu bewahren. Seine rücksichtslose und unerschöpfliche Kraft, seine seltene Herrschergabe, durch die er die Menschen zusammenschmiedete oder, wenn er es für gut hielt, trennte, ringt jedem, wenn auch nur zögernde Anerkennung ab. Jene, die vor dem blutdürstigen Zuludespoten erschaudern, müssen doch Tschaka dem Heerführer und Eroberer ihre Bewunderung zollen. Solange die Geschichte den Soldaten und Volks-
bezwinger in den Vordergrund der nationalen Herren stellt, wird Tschaka im Ruhmestempel der Afrikaner seinen Platz behaupten.

Dingiswayo hatte von Weisen, die er auf seinen Jugendwanderungen getroffen, vieles über die europäische Strategie erfahren, und seine Truppen ebenso zu schulen gesucht. Bisher waren die Eingeborenen geschlossen, mit ihrem Häuptling an der Spitze, in den Kampf gezogen oder — wenn ihnen kein Sieg beschieden war — das Feld in gleicher Ordnung geräumt. Tschaka machte sich alle Erfahrungen Dingiswayos zu Nutze und ging noch darüber hinaus. Seine Armee wurde geradezu ein Weltwunder.

Tschaka teilte sein Heer in Regimenter auf und zwar so, daß gleich-
altrige Leute im gleichen Regiment standen. Die Soldaten lebten in Abgeschlossenheit von den anderen Menschen, nur ganz wenige hatten Frauen. Auch ihre ganze Ernährung war dem strengen Kriegsleben angepaßt. Die Zahl der Truppen wurde ergänzt und erweitert durch kriegsgefangene junge Leute, denen man die Wahl zwischen Kriegs- oder Sklavendienst ließ.

Der alte, schwerfällige Alsegai wurde zu einer kurzen, tödlichen Hieb- und Stichwaffe umgewandelt. Jeder Soldat trug als Schutzwaffe einen großen Schild aus Ochsenhaut, der in verschiedenartigsten Farbenmustern gehalten war, und dem ganzen Manne Schutz bot. Die Eigenart des Zuluangriffes war die halbkreisförmige Schlachtreihe: Die Hauptmacht stand in der Mitte mit entsprechender Reserve im Rücken. Von der Mitte ließen zwei getrümmte Truppenreihen aus, und schritten beim Angriff gleichmäßig mit dem Gros voran. Stieß die Hauptmacht auf den Feind, so umschlossen die beiden „Hörner“ den Gegner. Gerade diese tödliche Umklammerung war es, die den Schrecken der neuen Kampfesart ausmachte.

Die Zulus kämpften wie Teufel, nicht nur weil sie eine angeborene Tapferkeit besaßen und ihr höchstes Ziel der Sieg über den Feind war, sondern weil den, der wankte oder wich, der sichere Tod erwartete, sobald er bei seiner Heimkehr vor Tschaka trat.

Tschaka wußte seine furchtbare Heeresmacht, die er geschult hatte, auch geschickt zu verwerten. Furcht und Entsegen zog vor ihm her, wenn er mit seinen Regimentern über ein großes Nachargebiet hinzog und eine menschenleere Öde zurückließ. Ganz Natal unterwarf er sich und zog noch auf immer weitere Entfernungen aus. Große Völkerschäften zertrümmerte er: Das Matabele- und Makololovolk sehen wir unter seinen Schlägen entstehen. Die wilden Angoni im Nyassaland nahmen ihren Ursprung als karglicher Bruchteil eines großen Volkes, das ihm erlag.

Der bekannte Negerschriftsteller S. M. Molema äußert sich zusammenfassend über den Siegeszug Tschakas folgendermaßen: „Er trug Feuer und Schwert in die umliegenden Länder, schlug benachbarte Stämme in Flucht und Verwirrung, Freund und Feind ließ er niederschlagen, wie es ihm gerade seine Launen eingaben Tschaka hat in einem Vierteljahrhundert eine Million Menschen hingemordet, ganze Länder verwüstet, die einst fruchtbar und bevölkert waren, und so seinen Namen mit blutigen Lettern in die Annalen der Geschichte eintragen.“

Wie Tschaka im Kriege war, so auch im Frieden: Erbarmungslos in seinen Strafen, die er in grausamster Art über seine Leute aus dem geringsten Unfall verhängte. Niemand war seines Lebens sicher. Scharfrichter standen stets bereit, um über die herzufallen, die bei diesem Tyrannen in Ungnade fielen. Die Opfer wurden im Walde an Pfählen befestigt zum Fraze für Hyänen und andere wilde Tiere. Keiner seiner Höflinge wagte in seiner Gegenwart sein Haupt zu erheben.

Und doch genoß er beim Volke eine Verehrung, die noch lange nach seinem Tode fortdauerte. Dr. J. Dexter Taylor hörte einen alten Zulu mit großer Ehrfurcht von dem „großen Schwarzen“ reden. Unter anderem sagte der alte Diener Tschakas, dessen Aufgabe es früher war, den Lieblingsaffen seines Herrn zu verfolgen, er habe einmal, als er den Affen hinwegnehmen wollte, den Arm Tschakas berührt und sofort sei ihm ein Schauder durch den ganzen Körper gefahren. Ein Missionar sprach einst zu einem alten Zulu vom Himmel. Dieser lauschte eine zeitlang; dann fragte er, ob auch Tschaka dort sei. Der Missionar wollte mit der Antwort nicht recht heraus. Doch da sprach der alte Mann sofort, er wolle lieber seinem Herrn „an jenem anderen Orte“ dienen, als von ihm getrennt im Himmel sein.



Die bei der Einweihung des Mariannhiller Eingeborenen-Priester-Seminars in Mariatal anwesenden südafr. Bischöfe und Prälaten



Das Eingeborenen-Priesterseminar der Mariannhiller in Mariatal, Südafrika

Tschakas Mutter, Nandi, machte ihm den Vorschlag, eine bestimmte Frau als seine Gattin zu bezeichnen, damit sein großes Reich nicht ohne Erbe bliebe. Doch trotz der Unzahl von Weihern, die er in seiner Umgebung hielt, wollte er keine zu seiner legalen Ehefrau haben. Keines seiner Kinder durfte am Leben bleiben. Entweder ließ er die Mutter vor der Niederkunft töten oder er übergab das neugeborene Kind dem Henker. Die Kindesliebe, die allen Afrikanern besonders eigen ist, hatte keinen Platz in der eisernen Persönlichkeit des Zuluhäuptlings. Er stützte seine Herrschaft auf Furcht und Schrecken. Halb mit Verehrung, halb mit Haß sah das Volk zu ihm empor. Endlich wurde er seiner Grausamkeit überdrüssig und es nahte das Ende seiner Macht.

Zu Tschakas Zeiten waren die Weißen mit den Schwarzen in geringen Kontakt gekommen. Nur wenige weiße Händler fanden den Weg zu Tschakas Kraal. Kein Missionar durfte sein Land betreten, obgleich in Südafrika sich solche betätigten. Tschaka starb 13 Jahre vor der Ankunft Livingstones in Afrika. Zweimal sandte Tschaka Gesandte nach Kapstadt, um sich mit den Behörden zu befrieden. Auch von Kapstadt aus suchte man sich ihm zu nähern. Doch ehe eine Vereinbarung zustande kam starb Tschaka.

Der große Zuluhäuptling hatte seinem Lande und seinem Volke alles gegeben, was seine Persönlichkeit enthielt, die Willkür seiner niederen Triebe und die Tatkraft seines Genies. Man hat ihn mit Nero verglichen, wegen seiner Grausamkeit. Man hat ihn aber auch den schwarzen Napoleon genannt, wegen seines Heerführertalentes. Und in der Tat, wohl selten hat ein Mann sich so hervorgetan, sei es in der Grausamkeit, sei es in der Feldherrnkunst.

Der Tod ereilte Tschaka folgendermaßen: Im September 1828 hatte sein Heer eine Niederlage erlitten — ein ungewöhnliches Ereignis für diesen Mann. Nun nahm der Hunger Einzug ins Zululager, da das Volk hauptsächlich auf die Kriegsbeute angewiesen war. Man war auch des Blutvergießens überdrüssig geworden. Nun begann die Reaktion gegen den Tyrannen. Tschaka hatte zwar dafür gesorgt, daß kein Sohn ihm den Thron streitig mache, doch er hatte Brüder und von ihnen nahm der Angriff seinen Ausgang.

Eines Abends saß Tschaka im Kreise seiner Unterhäuptlinge und beobachtete das Vieh, das beim Einbruch der Nacht in den Vieh kraal getrieben wurde. Da schlichen zwei seiner Halbbrüder an die Hecke, neben der er saß, heran und stachen ihn von rückwärts nieder. Mbopa, einer seiner Lieblingsdiener war ihm dabei behilflich. In wenigen Minuten war das blutige Werk vollbracht.

Tschaka und noch mehr Dingana, sein Halbbruder, der ihm in der Regierung folgte, haben den Namen Zulu zum Schreckensnamen gemacht. Uralte Befürchtungen und Erzfeindschaften sterben schwer aus. Doch die Zulus haben aber auch noch eine andere Seite: Auf einer Konferenz in Belgien nahm ein Mann teil, ausgezeichnet durch sein höfliches Benehmen, entschieden in seiner Haltung, reich an Wissenschaft, ein erfahrener Ratgeber und von tiefer Religiosität. In Südafrika war er ein Führer seines Volkes zum Christentum, zur politischen und sozialen Wohlfahrt. In England, wohin er später kam, war er ein hochgeehrter Gast, unvoreingenommen, reif im Urteil, von großer Umsicht und bereit zum Geben und zu empfangen. Auch er war ein Zulu!

Fr. Franz Schimle, RMM.

Der Christenmord von Mombasa

(Von Erzbischof Hinsley, Apostol. Delegat von Mombasa, Afrika)

Mombasa verdient mit Recht seinen Namen „Mvita“ = Kampfplatz; denn wenige Stellen auf Erden sind so oft der Schauplatz von Krieg, Mord und Feuersbrünsten gewesen, wie die Stadt Mombasa.

In einem Kapitel seines kleinen Buches „Kilema Njaro“ gibt der Hochw. Herr Bischof Gogarty CSSp., Apostolischer Vikar, einen schauerlichen Bericht über das Vordringen des Islam an der Ostküste Afrikas. In dieser hervorragenden Abhandlung werden wir daran erinnert, daß es am 16. August 1931 300 Jahre waren, seit das furchterliche Blutbad unter den Christen von Mvita wütete. Viele portugiesische Männer und Frauen starben lieber unter den Händen der mohamedanischen Araber in heroischer Weise den Martyrertod, als daß sie ihrem heiligen Glauben untreu wurden.

Der Hochwürdigste Herr Bischof Gogarty führt uns in anschaulicher Weise in die Geschichte dieses Martyriums ein, durch eine kurze Beschreibung der portugiesischen Eroberungen in Afrika.

Der Geist der Kreuzfahrer war noch sehr lebendig, lange nach Luthers Auftreten. Niemand kann zweifeln, daß die Absicht König Johans, des „Seefahrers“, seine Flotten zu Entdeckungsfahrten anzuwenden, nicht bloß das bezeichnen sollte, den Seeweg nach Indien zu finden und Reichtum und Wohlstand in sein Land zu bringen, sondern sein Streben ging auch darauf hinaus, den christlichen Glauben auszubreiten und das Christentum zu verteidigen. Er wollte so die Macht des Moslems überflügeln, die schon die europäischen Länder wie mit einer eisernen Zange im Osten und Süden und teiweise auch im Norden umklammert hielten.

Man mag in der Geschichte der portugiesischen Eroberungen Triebfedern reiner Abenteuerlust begegnen, man mag Beispiele von Raubgier, selbst von Greuelstaten finden, aber die zugrundeliegenden religiösen Motive, die die Schiffe von Lissabon zum Niger führten, dann um das Kap der Guten Hoffnung und weiter nördlich nach Natal, Mozambique, Mombasa und Mogadishu, waren immer vorhanden.

Auf den Vorgebirgen Afrikas wurde das Kreuz aufgepflanzt und einige von diesen Wahrzeichen portugiesischen Glaubens stehen heute noch. Befestigungswerke wurden an strategisch wichtigen Punkten angelegt, sowohl an der West-, wie auch an der Ostküste. Jene von Mozambique und Mombasa (das Jesus-Fort) erzählen noch heute von der Geschicklichkeit ihrer Erbauer und dem Zweck der Befestigungen. Romantisch schauen diese massiven Steinbastionen ins Meer, die errichtet wurden von einer solch kleinen Nation, deren Seeleute in ihren kleinen Schiffen den Atlantischen und Indischen Ozean durchkreuzten und so die Belagerung Europas aufhoben, die langsam und unbarmherzig durch die mohamedanischen Horden gezogen worden war. Damit öffneten sie zugleich die indische Welt den Märkten des Westens und verschafften Portugal ein Weltreich.

Der Bischof von Kilema Njaro schreibt, daß Vasco da Gama bei seiner Fahrt das Ziel im Auge hatte, einen neuen Seeweg nach Indien zu finden; damit sollte der Handel mit Elfenbein, Goldstaub, Gewürzen, Teppichen und anderen Waren nicht mehr den Landweg nehmen. Früher brachte man all diese Handelsartikel des Ostens auf dem Seeweg durch den persischen Golf an die Küste Arabiens und verkaufte sie an die Händler von Damaskus, die sie an die europäischen Kaufleute wieder weiterverkaufsten.

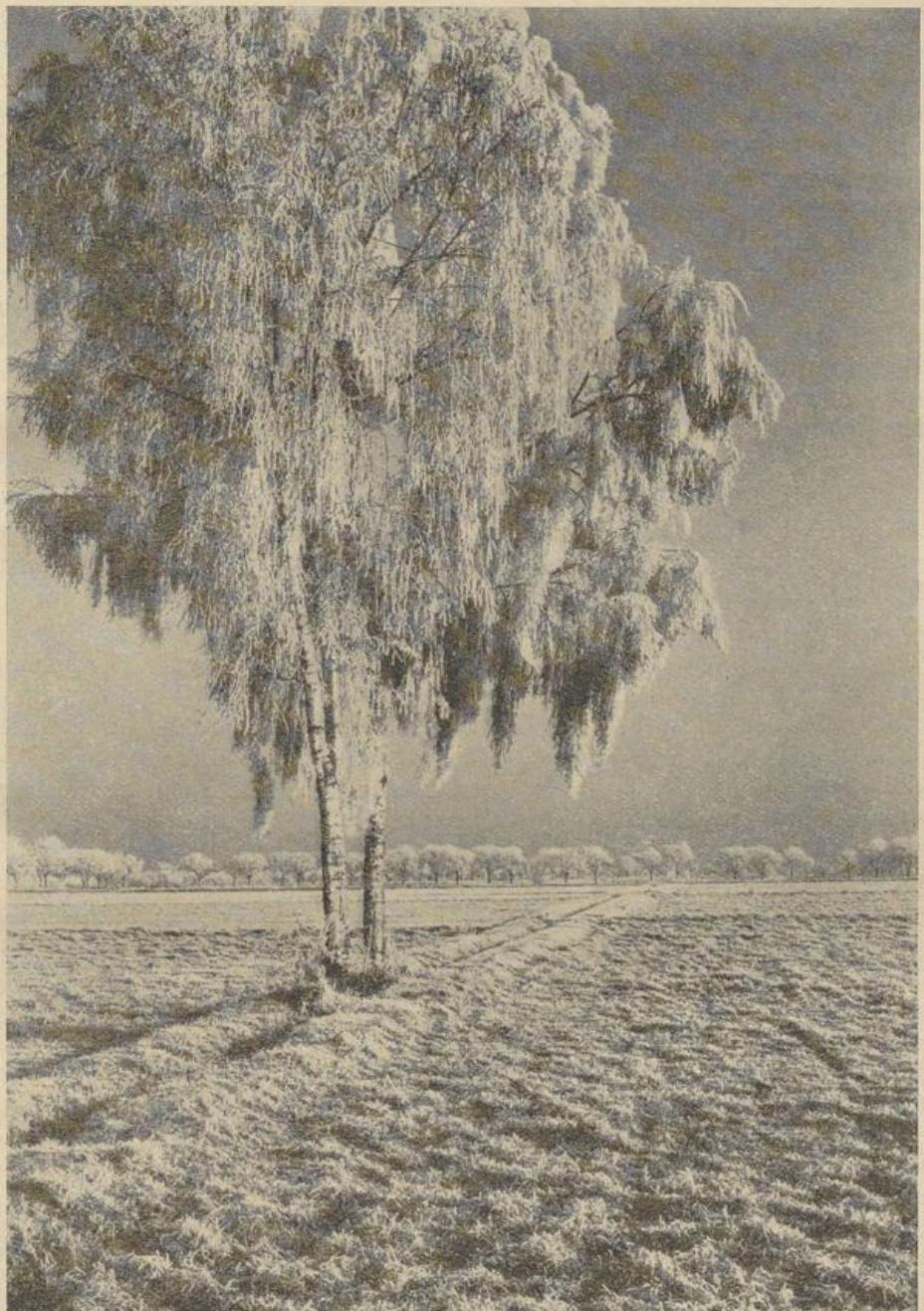
Nun sollten die Waren rund um das Kap direkt nach Lissabon verschrottet und von da aus den einzelnen Kaufzentren Europas zugeleitet werden.

„Aber die portugiesischen Führer“, fährt Msgr. Gogarty fort, „wollten auch das Christentum ausbreiten und den berühmten „Priester Johannes“ in Ost-Afrika auffinden, mit dessen Hilfe sie die Türken zu besiegen hofften, die Europa fortwährend beunruhigten. Sie waren Kreuzfahrer, wie Ludwig der Heilige und Richard Löwenherz. So war auf die weißen Segel ihrer Schiffe das rote Kreuz des Herrn gezeichnet. Vor seiner Einschiffung hieß Vasco da Gama gleich den Rittern der Kreuzzüge Vigil in der Kapelle unserer lieben Frau von Belem. Dominikanerpater begleiteten ihn, wie sie es auch bei Kolumbus taten auf jener anderen heroischen Entdeckungsfahrt, die uns die neue Welt eröffnete. Wenn wir die Missionare sehen, werden wir erinnert an die Worte des Protestanten Bancroft in seiner Geschichte der Vereinigten Staaten: „Kein Kap wurde umsegelt, kein Fluß erforscht, ohne daß nicht ein Jesuit den Weg dahin zeigte.“ Alsdann erinnerten auch die Päpste die Könige daran, daß die Sache Gottes über den Interessen des Thrones stehe. Die europäischen Nationen sind eben nicht gewillt, in die überseeischen Länder in selbstloser Absicht zu gehen, wie z. B. um der Zivilisation der niederen Rassen willen, während Baumwolle und Nelsen, Goldminen und andere Gewürze erst in zweiter Linie in Betracht kommen sollen.“

Die Ostküste Afrikas wurde so allmählich zu einem Teil des portugiesischen Weltreiches. Von der apostolischen Delegatur aus sieht man hernieder auf die Grundmauern und Wälle, die noch über dem Erdboden sichtbar sind und die einst zu einem Augustinerkloster gehört haben mögen. Dann sieht man auch im weiteren Umkreis die Ruinen von 6 oder 7 anderen Augustinerklöstern auf der Insel Mombasa, nahe bei den Überresten der alten portugiesischen Befestigungsanlagen. Ein städtisches Gebäude in der Nähe hat ganz das Aussehen eines alten Klosters.

Der heilige Franz Xaver landete sehr wahrscheinlich in Mombasa auf seiner Fahrt nach Indien und verweilte 6 Monate auf der Insel Mozambique und auch für kurze Zeit in Malindi. In Mozambique zeigt man den Ort, wo er lebte und betete. Ein guterhaltener Bau, nun die Residenz des Gouverneurs, einst aber ein Jesuitenkolleg, steht noch. Wenn man in den Häusern von Mozambique einschaut, liegt er vor den Blicken des Besuchers. Die kleine Kapelle, auf einem Felsvorsprung unterhalb des gewaltigen alten Forts, ist zur Erinnerung an die Landung Vasco da Gamas erbaut worden. In ihr ist auch das Grabmal des ersten Bischofs von Japan, eines Jesuiten, der auf dieser Insel starb, ehe er seinen Bischofssitz erreichen konnte.

Zahlreich sind die Apostel, die auf den gefahrsvollen Reisen von Lissabon nach den ostafrikanischen Häfen starben. Die Briefe des hl. Franz Xaver und andere Dokumente aus jener Zeit erzählen von den Gefahren und Unannehmlichkeiten der Missionare, die nach Ost-Afrika in den 100 bis 120 Tonnen-Schiffen segelten, die von der Mündung des Tajo aus fuhren. St. Franziskus schreibt, daß sein Schiff wegen Windstille 40 Tage nicht vorwärts kam. Da können wir uns ungefähr ein Bild machen von dem trübseligen Leben an Bord eines solchen Segelschiffes — die Hitze auf dem sonnenverbrannten Deck, der Mangel an Trinkwasser und frischem Gemüse, Skorbut und andere Krankheiten der Passagiere wie auch der Schiffsmannschaft. St. Franz Xaver berichtet, daß so auf seiner Reise von Lissabon nach



Einsame Birken im Rauhreifschmuck

Indien 40 Mann starben. Diejenigen, die diese Windstille überlebten, mußten noch im Juli die Kälte, die eine Polarströmung mitbrachte, ertragen und waren dann kurz darauf wieder der tropischen Hitze ausgesetzt. An der Koralleninsel von Mazambique mußten die Schiffe warten, bis sie wieder von neuem ausgerüstet waren und der Südwest-Monsum einsetzte (Passatwind). Während des Aufenthaltes des hl. Franziskus in Mozambique starben 80 Mann.

Nun wieder zurück zu Mvita, Mombasa, dem Schauplatz des Krieges. Andere Plätze an der Ostküste hatten ihre wichtige Bedeutung und ungefähr 200 Jahre lang sammelte die Kirche „die anderen Schafe“ in ihre Hürde. Mombasa war die beachtenswerteste der portugiesischen Festungen nördlich von Mozambique und wir finden da auch die schönste Entfaltung des Katholizismus.

Aber der Mohamedanismus kehrte die gute Lage der Christen ins größte Elend. Die Barmherzigen Brüder suchten ihnen zu helfen und sie zu schützen. Tod — geheim, wenn es nicht offen geht — oder Verfolgung und Verbannung, oft schlimmer als der Tod, sind nicht dies die Strafen für den Abfall von der mohamedanischen Religion?

Wir müssen die Kämpfe übergehen, die Feuersbrünste und die grausigen Morde, die in Mombasa von 1585 an und früher stattfanden und überleiten zu den schrecklichen Szenen von 1631 und dem Ereignis des 16. August jenes Jahres, dessen Gedächtnis wir heuer begehen.

Nussuf, der Sohn des Sultans Hassan, war nach dem Meuchelmord seines Vaters Christ geworden und wurde nach Goa zur Erziehung gebracht. Er bekam in der Taufe den Namen Hieronymus und heiratete eine Portugiesin. Aber bald kam er mit ihr in Streit. Ein treuloser Portugiese beschuldigte ihn bei dem Gouverneur, er sei insgeheim Mohammedaner. Der Gouverneur wollte daraufhin Nussuf verhaften lassen. Nussuf aber schaffte sofort seinen Ankläger meuchlings aus dem Leben und traf seine Anordnungen um der Verhaftung vorzukommen.

Am folgenden Morgen, am 16. August 1631, ging er nach dem Fort Jesus, um dem Gouverneur Don Pedre Leitao de Gombaa seine Huldigung darzubringen; 300 seiner Anhänger begleiteten ihn aber dabei. Nussuf umarmte den Gouverneur bei der Begrüßung und stach ihn nieder. Dann eilte er zur Kapelle, wo eben die hl. Messe gefeiert wurde. Ein Teil des Kirchleins, glaube ich, steht noch in dem alten Fort, aber die Balken der Decke sind seltsam verziert mit abendländischer und arabischer Dekoration, ein Zeichen, daß es vielleicht später von den Mohammedanern zum Gottesdienst benutzt wurde.

Nussuf tötete den Priester am Altare, und dann erschlug er die Tochter des Gouverneurs vor den Augen ihrer Mutter. Der Mutter bot er das Leben an, wenn sie seine Frau werden und ihrem Glauben abswören wolle. Aber sie wollte es nicht und Nussuf tötete auch sie sofort. „Ich sterbe im Frieden“, rief sie als sie den tödlichen Streich empfing, „ich nehme sie mit mir“, worauf sie auf die Leiche ihres Kindes zeigte, „die würde mir sonst Schmerz verursachen.“

Die portugiesische Besatzung, überrascht von all dem, war schnell erledigt, mit Ausnahme einiger weniger, die in das Augustinerkloster entkamen. Von der portugiesischen Zivilbevölkerung in Mombasa machte Nussuf und seine Bande alle nieder, Frauen und Kinder, wessen er nur habhaft werden konnte. Eine kleine Zahl gelangte ins Kloster zu den Sol-

daten, die aus dem Fort dorthin geflohen waren. 7 Tage lang hielten diese gegen den Ansturm der Araber stand, bis ihre Lebensmittelvorräte ausgingen. Sie erhielten das Versprechen, daß man ihr Leben schonen werde und daraufhin übergaben sie sich. Aber alle wurden niedergemehelt.

Während der Belagerung des Klosters wurden portugiesische Frauen gefangen genommen. Sie starben unter den Händen der Araber als Vertheidigerinnen ihres Glaubens und ihrer Frauenehre. Eine unter ihnen war eine heroische Dame, Natalia de Sa. Sie bestärkte die letzten durch ihre edlen Worte und durch ihr herrliches Beispiel. Diese Frauen wurden in ein Boot gebracht und in den Hafen geschleppt. Ein Araber, Don Alfonso, der Onkel des Sultans Nussuf, trat voll Mut vor, um für diese Frauen um Schonung zu bitten. Sofort wurde ihm befohlen, den christlichen Glauben abzuschwören. Er wollte aber seinen Glauben nicht verleugnen und wurde zum Tode geführt. Auch eingeborene Christen wurden niedergemehelt, weil sie ihrem Glauben treu blieben. Andere christliche Eingeborene, die fest an ihrer Religion hielten, wurden als Sklaven verkauft. So wurden gegen 400 Eingeborene auf arabischen Sklaven Schiffen an die Gestade des Roten Meeres gebracht.

Auch an anderen Plätzen, wie zu Mtagata und Tanga, wurde Nussufs Befehl, alle Portugiesen und Christen zu töten, unbarmherzig ausgeführt.

Die Mühen und Opfer der Missionare, die sie hundert Jahre lang gebracht hatten, trugen nun ihre Früchte im mutigen Ende vieler hundert Eingeborener. Diese standen ihren portugiesischen Christenfreunden als würdige Gefährten zur Seite — Männer, Frauen und Kinder — und sie alle starben für Christus. Mag die Entscheidung der Kirche lauten, wie sie will, diese waren Helden.

„Don Alfonso und Natalia de Sa waren ebenso edle Gestalten, wie man sie auch anderswo in der Geschichte der Kirche finden kann.“ So schließt dieser schauerliche Bericht des Bischofs von Kilema Mjaro. Diese Begebenheiten sind hauptsächlich aus einem deutschen Werke entnommen. „Mvita“, der „Kampfplatz“, sollte glorreich werden als das „Mombasa der Märtyrer“.

Missionspost

Reges katholisches Leben in Durban (Süd-Afrika)

Wenn man gelegentlich nach Durban kommt und dort die vielen Weißen sieht, wie sie so hastig durch die Straßen eilen und wenn man die großen Geschäftshäuser, Theater, Schwimmbäder und Sportplätze betrachtet, da könnte man leicht auf den Gedanken kommen, die Bevölkerung von Durban hätte sonst keine höheren Ideale, als Geschäfte abzuschließen, Geld aufzuhäufen und das Vergnügen zu suchen. Aber wenn man den Leuten auch in die Kirche folgt und sie dort eingehender beobachtet, wird man bald herausbekommen, daß es in Durban auch sehr viele Leute gibt, die das Leben recht ernst nehmen und die in der Beobachtung ihrer religiösen Pflichten sehr gewissenhaft sind.



Flucht nach Ägypten

Gott ist Jesus, und er flieht
Vor des Idumäers Eisen
Treibt euch, statt ins Land der Weisen
In dies heidnische Gebiet!

Nein, du beugst dich fromm und blind,
Forderst keinerlei Belege;
Denn du weißt, daß Gottes Wege
Zeitlich nicht die unsern sind . . .

Mutter gib, daß ich als Christ
Stets das wahre Ziel betrachte
Und mich reich im Bann erachte,
Wenn der Heiland bei mir ist."



In der Pfarrkirche St. Joseph z. B. werden alle Tage zwei hl. Messen gelesen, eine um 6 Uhr, die andere um 7 Uhr. In beiden Messen kann man eine große Anzahl der weißen Bevölkerung jeglichen Alters und Standes finden. Da sieht man Arbeiter und Handwerker wie sie Tag für Tag andächtig der hl. Messe beiwohnen und wie auch viele von ihnen täglich kommunizieren. Man muß dabei bedenken, daß viele davon regelmäßig um 8 Uhr oder schon früher zur Arbeitsstätte gehen oder ihrer sonstigen Berufssarbeit folgen. Auch viele Hausfrauen sind darunter, die das Frühstück zurechten müssen, bevor der Mann zur Arbeit geht oder ehe die Kinder zur Schule müssen. Aber trotzdem gehen sie jeden Morgen zur heiligen Messe.

Dann finden auch häufig Abendandachten statt, die von vielen besucht werden. Anstatt daß viele Katholiken in die Unterhaltungslokale gehen, kommen sie in diese Andachten, um ihren Herrgott zu grüßen und ihren Glauben zu bekennen.

Beichten werden alle Tage gehört. Am Samstag nachmittags und abends gehen zwischen hundert und zweihundert Leute zur hl. Beichte. Männer und Frauen aller Berufe, junge Mädchen und Burschen, pflegen regelmäßig zur heiligen Beichte zu kommen und sind dabei recht andachtsvoll und demütig. Am Sonntag sind immer drei heilige Messen. Bei jeder sind sehr viele Leute anwesend, ebenso auch bei der Predigt. Abends ist wieder sakramentale Andacht mit Predigt. Die Andacht dauert gut über eine Stunde, aber nichtsdestoweniger ist die Kirche voll Andächtiger. Während sich die vornehme Welt auf alle mögliche Weise Unterhaltung verschafft, opfern diese weißen Katholiken ihre Freizeit am Sonntagabend dem Dienst Gottes, obwohl sie alle der heiligen Messe am Morgen beiwohnten. Der Pfarrer von St. Joseph ist der Hochw. Herr O'Donell, OMI.

Die Kirche des hl. Josef ist nicht die einzige katholische Kirche in Durban. Es gibt dort noch eine St. Anna Kirche, ferner die Kirche Maris Stella und die Emmanuel-Kathedrale, die die größte Kirchengemeinde von allen aufweist.

Vieles, das wir über die weißen Katholiken in Durban gesagt haben, könnte man auch von den schwarzen Katholiken sagen. Die Eingeborenen-Kirche St. Paul ist eben so gut am Sonntagmorgen besucht, wie nachmittags. Es ist wirklich ein Blick ins katholische Leben von Durban voll froher Hoffnung und Zuversicht, inmitten einer Zeit, die dem idealen christlichen Leben so fremd geworden ist.

Die Macht der Presse in den Missionen

Seit dem Jahre 1924 machten sich unter den Eingeborenen Südafrikas sozialistische und kommunistische Strömungen bemerkbar. Sofort erschien in unserer einzigen katholischen Zeitung „Um-Afrika“ (früher „Sindaba Zabantu“) eine Artikelreihe, die die leeren Versprechungen der Sozialisten und Kommunisten darlegte. Diese Artikel deckten die Verbindung verschiedener Organisationen der Eingeborenen mit sozialistischen und kommunistischen Führern in Europa (vor allem mit Rußland) auf. Bald stieg bei den einsichtigeren Eingeborenen Verdacht gegen diese Führer auf. Doch der Herausgeber dieser katholischen Zeitung, P. J. B. Sauter, erhielt mehrere Drohbriefe von diesen Führern. Aber auch eine noch größere Anzahl Dankesbriefe wurden dem Herausgeber zugesandt von Seiten der gebildeten Eingeborenen für den guten Dienst den er ihrem Volke durch

seine Warnungen erwiesen hatte, indem er auf die Umtriebe dieser Art hinwies.

Die verderbliche Tätigkeit der Kommunisten erreichte ihren Höhepunkt in dem Durbaner Aufruhr im Juni 1929. Aber auch an anderen Orten Südafrikas bemerkte man um die Mitte des letzten Jahres ernstliche Wirren. Doch heute ist das Ansehen der Führer der Sozialisten und Kommunisten gewaltig im Schwinden begriffen.

Gleichzeitig steigt das Ansehen unserer katholischen Organisation, der C. A. U. mehr und mehr und sie wird unter den Eingeborenen immer bekannter. Auf der letzten Versammlung der C. A. U. (kathol. Volksverein Afrikas) in Durban erschien auch der Vorsitzende der I. C. U. (kommunistisch beeinflußte Eingeborenen-Organisation) und lauschte den wohlvorbereiteten Reden unserer katholischen Eingeborenenführer der C. A. U. Obgleich er einer der größten Feinde der C. A. U. ist, so meldete er sich doch gegen Ende der Versammlung zu Wort und rühmte die erfolgreichen Bemühungen der katholischen Missionen um die Hebung des eingeborenen Volkes.

Der erste beschauliche Orden für Südafrika

London, den 20. August 1931.

Gestern Morgen verließen sieben Karmeliterinnen Darlington, um in Johannesburg (Südafrika) den ersten Karmel zu gründen. Die Niederlassung ist die erste Filiale des schon Jahrhunderte bestehenden Darlington-Konvents.

An Bord des Postdampfers reisten die Schwestern heute von Southampton ab.

Vor drei Jahren kamen zwei dieser Schwestern von Südafrika nach England, um dort in den Karmel einzutreten. Die anderen verlassen das Kloster zum erstenmal seit langen Jahren. Schwestern Anna, der die Leitung der Reisegesellschaft anvertraut wurde, hat einen Bruder als Missionar in Belgisch-Kongo.

Johannesburg, 20. August 1931.

Die Karmeliterinnen, die sich durch die Bemühungen von Bischof O'Leary OMI. in Südafrika niederlassen werden, werden Anfangs September ankommen.

Selbsthilfe

(Artikel eines „Beobachters“ in der eingeborenen Zeitung Um-Afrika. 7. August 1931).

Es besteht kein Zweifel, daß die Eingeborenenfrage in Süd-Afrika allgemeines Interesse erweckt. Die ganze Welt schaut heute auf die Eingeborenen! Die augenblickliche Wirtschaftsnot trifft den Eingeborenen härter, als irgend einen anderen Menschen, wegen seiner politischen und geistigen Stellung. Politisch hat er kein Stimmrecht in der Verwaltung seiner eigenen Angelegenheiten; in geistiger Hinsicht weiß er nicht recht, warum und auf welche Weise er gegen die Schwierigkeit ankämpfen soll. Da leuchtet nun ein Lichtstrahl aus dem bewölkten Himmel der Eingeborenen-Frage.

Selbsthilfe ist der beste Weg zur Regelung von Schwierigkeiten im menschlichen Leben. Die C. A. U. (Kathol. Volksverein Afrikas) erscheint auf der Bildfläche, um den Eingeborenen beides zu leisten, zu helfen und zur Selbsthilfe anzuleiten. Da gibt es natürlich Kritiker und Feinde, die sich ihren Plänen in den Weg stellen. Aber sie tun es nur deshalb, weil

die C. A. U. nicht von ihnen gegründet wurde, weil sie kathol. Ideen vertritt und aus dem einfachen Grunde, weil sie gut ist. Doch diese lassen wir unbeachtet.

Was uns interessiert, ist die Bedeutung der C. A. U. Heute flagt alles über Bedrückung. Beide fühlen sich getroffen, die Kapitalisten wie die Arbeitnehmer. Käufer und Verkäufer leiden darunter; doch die Eingeborenen am meisten. Für den arbeitslosen Eingeborenen gibt es keine Unterstützung, für den eingeborenen Landwirt keine Landbank. In der C. A. U. findet der Eingeborene seine langersehnte Hilfe. Sie ist bereit, für ihn diese Geschäfte zu besorgen. Sie leitet ihn zur Sparsamkeit und zum Handel an. Auch lernt er hier, wie man sein Geld richtig anwendet.

Wir beklagen oft unser Schicksal und jammern über Mißstände, aber wir nützen unsere natürlichen Gaben gar nicht aus. Wir wurden von Gott in ein Land, das sehr reich an Mineralien ist, gestellt, ins heilkraftige Sonnenland Südafrika. Wir sind eine der lebenskraftigsten Rassen der Welt, ausgestattet mit einem sonnigen Temperament und steter Heiterkeit. Diesen Anlagen verdanken wir es, daß wir nach harter Tagesarbeit noch fröhlich lachen und singen können. Diese sangesfrohe Seele des Eingeborenen ist geradezu sprichwörtlich. Und doch, wie oft verschwenden wir unsere Zeit und Energie durch lauter Jammern und klagen über unser Los.

Früher war es die Kirche, die uns das Heil brachte, uns aus der Dunkelheit zum Licht führte und aus Unkenntnis zur Bildung. Heute ist es die C. A. U. die uns wirtschaftliche Hilfe bringen will und die Eingeborenen Selbsthilfe lehrt. Sie will uns zeigen, wie wir sparen, zusammenarbeiten und richtig wirtschaften können. Der Tag dürfte nicht mehr allzufern sein, da auch Eingeborenen-Banken, Versicherungsgesellschaften und Großhandelshäuser bei uns entstehen und uns befähigen, Land für die Eingeborenen zu kaufen.

Dr. Aggrey sagt: „Verlange, was du brauchst. Nimm, was du bekommst. Gebrauche dies dann, um zu erlangen, was du brauchst.“ Es ist wahr, wir sind die Opfer vieler Ungerechtigkeit, unverhältnismäßiger Besteuerung und des Rassenhasses. Doch diesen Schwierigkeiten werden wir solange ausgesetzt sein, als wir uns nicht selbst Ansehen verschaffen.

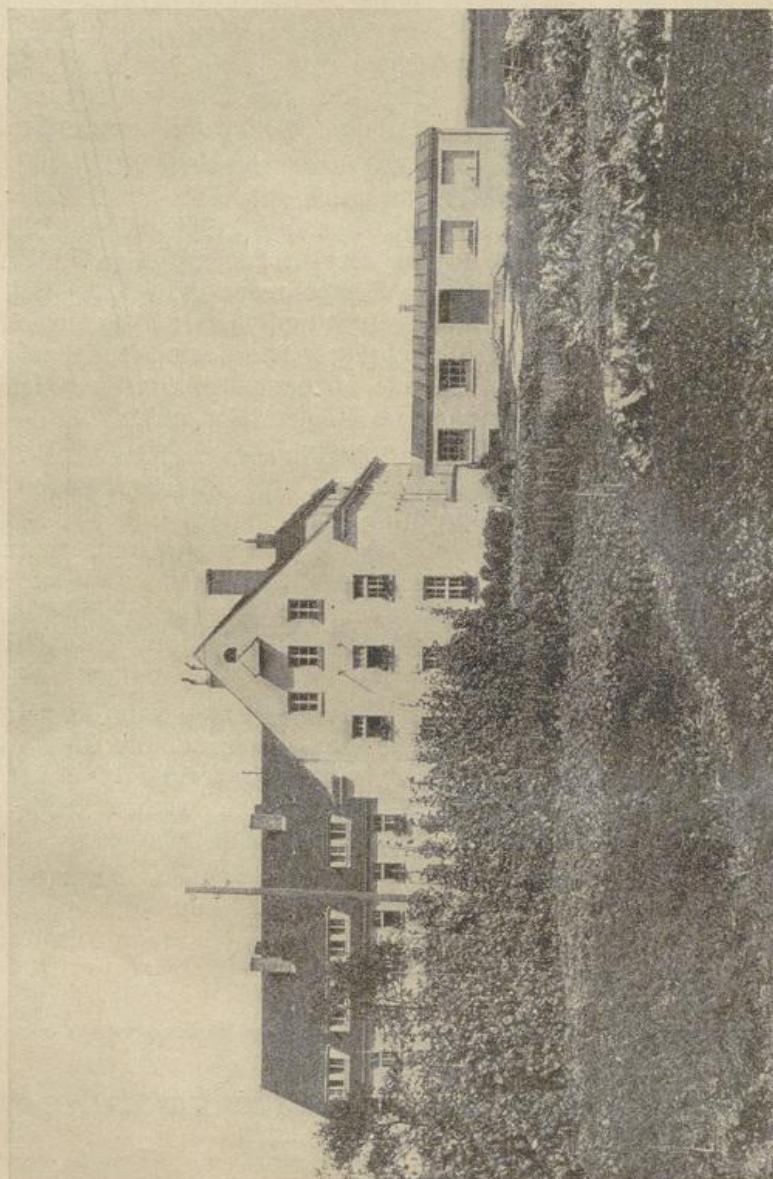
Doch weg mit der Verzagtheit! Weg mit dem ewigen Jammern über unsere Not. Überschauen wir doch einmal unsere Lage und wachen wir doch endlich auf. Lernen Sparsamkeit, Selbsthilfe, Ackerbau, Handel und Geldwirtschaft unter der Anleitung der C. A. U.

Südafrikan. Institut für Rassenverständigung

Von P. Bernhard Huß, RMM.

Während von verschiedenen Seiten die Feinde der Zusammenarbeit der verschiedenen Rassen eifrig ihr Evangelium vom „weißen Südafrika“ verkünden, dringt der Gedanke der Rassenverständigung und harmonischen Zusammenarbeit mehr und mehr im ganzen Lande in den Vordergrund. Seit 1921 bilden sich sogenannte Joint Councils in denen Europäer und Eingeborene sich um das gegenseitige Verständnis unter den Rassen bemühen. In vielen Städten Afrikas trifft man diese Einrichtung an. Es sollen hier folgende Ziele erreicht werden:

1. Freier geistiger Austausch zwischen Europäern und Eingeborenen zum Zwecke der Förderung des gegenseitigen Verständnisses und der Zusammenarbeit.
2. Studium der gegenseitigen Beziehungen.
3. Anregung für weiteres Verständnis zwischen den Rassen.



Noviziatshaus und Brüderpoflatat St. Joseph, Reitlingen, Bayr.-Schwaben

4. Gerechte Gesetzgebung für die Eingeborenen.
5. Einrichtung von sozialen Institutionen für Eingeborene, z. B. soziale Zentren, Pfadfindergruppen (für eingeborene Knaben), Wandergruppen (für eingeborene Mädchen), Wohlfahrtseinrichtungen für Kinder und Gesundheitsämter.
6. Allgemeine Förderung der Banturasse.

Mehrere katholische Priester und gebildete katholische Eingeborene sind Mitglieder dieser Joint Councils.

Heute gibt es ungefähr 25 solcher Vereinigungen die sich auf ganz Südafrika verteilen. Die wichtigste Aufgabe, die diese Institutionen haben, ist wohl die Erziehung weitblickender Eingeborenen-Führer. Das kann erreicht werden, wenn man intelligenten Eingeborenen Gelegenheit gibt, sich mit den Europäern über politische Fragen auszusprechen. So eignen sie sich ein gesundes Urteil an und die moralische Kraft, allen Schwierigkeiten entgegenzutreten.

Die Erfahrung, die man gemacht hat, zeigt, daß dort, wo die Europäer den Eingeborenen verständnisvolle Hilfe leisten, in allen ihren Bestrebungen ihre Lebensbedingungen zu verbessern, die Eingeborenen ihrerseits bereitwillig diese Hilfe anerkennen, indem sie sich durch gemeinsame Arbeit als gute Bürger zeigen.

Im Mai 1929 machte das südafrikanische Institut für Rassenverständigung einen weiteren Schritt vorwärts. Heute besteht das Komitee aus 7 Europäern und einem Eingeborenen. Doch bald wird auch eine Satzung dieser Vereinigung zustande kommen, sodaß man weitere Mitglieder werben kann. Der Sekretär des Institutes ist J. D. Rheinallt Jones von der Johannesburger Universität. Er war der Begründer des ersten Joint Councils (Johannesburg 1921). 1930 konnte er mit Hilfe der Carnegie-Gesellschaft die Vereinigten Staaten Amerikas bereisen und das Verhältnis der dortigen Rassen zueinander studieren. Er hatte so Gelegenheit, recht viel wertvolles Material zu sammeln, das er bei seinem Studium der gleichen Frage in Südafrika verwerten kann. Seit seiner Rückkehr ist er eifrig tätig als „Berater in der Rassenfrage“. In dieser seiner Eigenschaft bereist er viele Städte Südafrikas und eifert die Joint Councils zu größerer Tätigkeit an, indem er ihnen neue Anregungen gibt.

In verschiedenen Versammlungen, die er mit Vertretern der Negerrasse abhielt, entdeckte er eine große Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Lebensbedingungen der Eingeborenen. Da, er konnte sogar feststellen, daß dieser Zustand zur Erbitterung anzuwachsen drohte, die sich durch Passivität gegen jede gemeinsame Arbeit äußerte.

In den letzten Monaten kamen auch solche Vereinigungen zwischen Indern und Europäern zustande. Die Leitung liegt in den Händen des „Beraters in der Rassenfrage“. So soll das zuweilen etwas mißliche Verhältnis zwischen Indern und Europäern behoben werden.

„Es fordert unsere Pflicht der Gottesliebe, daß wir nach Kräften die Zahl derjenigen vergrößern, die ihn kennen und anbeten in Geist und Wahrheit.“
Pius XI.

„Schämt euch nicht und laßt es euch nicht leid werden, Bettler für Christus und das Heil der Seelen zu sein!“
Pius XI.

„Befürchtet nicht, es werde das, was ihr für die auswärtigen Missionen tut, der Heimat entzogen. Gott wird anstatt eines Missionars, welchen ihr aussendet, mehrere Priester für die Heimatseelsorge erwählen.“
Benedikt XV.

Die heilige Lanze

Historische Erzählung von Prälat Konrad Kummel

Nachdruck verboten!

Am Sprechgitter des Nonnenklosters Santa Cäcilia im Trastevere-Viertel zu Rom saß der Vinzentiner Leonello Cheregato, Titularbischof und neu ernannter päpstlicher Gesandter für den französischen Hof, in ernster Besprechung mit der ehrwürdigen Priorin Tarcisia. Sie hatte ihren Platz einige Schritte hinter dem Gitter und hielt sich trotz ihres Alters auf dem Gesessel ohne Lehne aufrecht wie eine junge Schwester. Weiter zurück, an der Tür, welche zur Klausur zurückführte, stand im Halbdunkel, fast regungslos, eine andere Tochter St. Benedikts, wie das die Regel vorschreibt; die Hände hatte sie unter dem schwarzen Skapulier verborgen, während sie allem nach still betete.

„Die Aufgabe, welche der Heilige Vater uns auf die Schultern legte“, schloß der neue Nuntius, „geht beinahe über Menschenkraft, und wir beide, seine Vertreter, wissen noch lange nicht, welche Schwierigkeiten auf uns im französischen Lande warten. Wir haben die Hilfe Gottes und seiner Gnade so nötig, daß unsere Hoffnung auf einen Erfolg einzig und allein auf ihm beruht. Wenn Gott uns nicht hilft, so wäre es von vorneherein besser, überhaupt nicht nach Paris zu reisen.“

Die Priorin hatte, ohne aufzusehen, bei den letzten Worten kaum merkbar genickt. „Auf Dich, Herr, hoffe ich“, sagte sie, „und ich werde in Ewigkeit nicht zuschanden werden.“

„Und um Gottes Beistand auf mich und meinen Begleiter herabzuflehen: mit dieser Bitte bin ich gekommen, ehrwürdige Frau; die beiden Kardinäle Ranzoni und Marco Varbo, meinen hohen Söhnen, haben mir dazu noch den Auftrag gegeben. Sie lassen sagen: die Nonnen von Sankt Cäcilia mögen sich daran erinnern, daß ihre Patronin, deren Grab sie hüten, eine der großen Schutzheiligen der ewigen Stadt Roma ist seit den ältesten Zeiten und daß die gerechte Sache des Heiligen Stuhles auch die Sache dieses ehrwürdigen Konvents sein soll.“

„Wir danken für die Gnade, daß die beiden Herren Kardinäle an unseren so geringen Konvent gedacht haben, und werden keinen Tag vorübergehen lassen, an dem wir nicht ernstlich alle Anliegen der beiden hohen Gesandten des Heiligen Vaters dem göttlichen Herrn Sei-

ner Kirche durch die Fürbitte der heiligen Cäcilia empfehlen werden.“

Der neue Nuntius Cheregato wollte seinen Dank aussprechen, aber Frau Tarcisia fuhr fort und der Ton ihrer Worte klang etwas vertraulicher: „Noch heute will ich unserer Schwester Egidia besonders das Gebet in diesem Sinne anbefehlen; wir sind alle der Meinung, daß ihre Fürbitte bei Gott mehr vermag, als die von uns anderen.“

Etwas überrascht schaute der Nuntius auf. „Schwester Egidia?“ wiederholte er, während über sein ernstes Gesicht ein kaum bemerkbares Lächeln ging, „haben die ehrwürdigen Frauen vielleicht eine ganze Heilige in ihrem Konvent? Ich höre zum erstenmale von der Schwester Egidia. Wirkt sie am Ende auch Wunder?“

„Wenn Schwester Egidia dieses Wort der Verdemütigung gehört hätte“, war die Antwort der Priorin, „so würde sie sicherlich dem ehrwürdigen Herrn Nuntius auf den Knien dafür danken; sie ist eine demütige Ordensfrau.“ Die Worte waren in ihrem Ernste eine Verteidigung der Schwester Egidia.

„Ich bitte, mich zu entschuldigen, ehrwürdige Frau Priorin“, erwiderte Bischof Cheregato, „niemand soll mich übertreffen in Hochschätzung und Bewunderung wahrer klösterlicher Vollkommenheit und ich möchte auch ihrer Schwester Egidia nicht unrecht tun, aber wenn man beginnt, einer Person außerordentliches nachzusagen — dann halte ich den Zweifel und die Vorsicht für geboten, und ich habe dafür das ganze kirchliche Lehramt und die größten Heiligen auf meiner Seite.“

Dezt erhob zum ersten Male, wohl ohne es zu wissen, Priorin Tarcisia den Blick zu ihrem Gegenüber.

„Wollet gestatten, gnädigster Herr: unsere Schwester Egidia ist die letzte, welche sich für eine außerordentliche Person oder gar für eine Heilige hält oder dafür gehalten werden will. Sie ist ein braves demütiges Kind, wir alle haben sie gerne, und wenn sie, die seit Jahren körperlich viel zu leiden hat, beim lieben Gott vielleicht etwas mehr gilt, als wir anderen . . .“

„So wird gewiß niemand dagegen reden wollen“, ergänzte der Kirchenfürst, „und auch ich nicht, aber man macht eben immer wieder unschöne Erfahrungen auf diesem Gebiete gerade in unserer Zeit.“

Die Propheten und Sibyllen, die Strafprediger und Weltverbesserer wachsen duzendweise aus dem Boden, das Volk läuft ihnen nach und glaubt ihnen und am Ende sind es Leute, die sich selbst und andere betrügen, Unselige, die an ihrem eigenen Hochmute zugrunde gehen. Abriegen, ehrwürdige Frau Priorin, warum soll denn Schwester Egidia bei Gott mehr gelten, als die anderen? Kann ich sie sehen und sprechen, um auch ein Urteil zu haben?"

"Gnädigster Herr, das ist leider nicht möglich", lautete die ruhige Antwort.

"Und warum denn nicht, Frau Priorin?"

"Weil es verboten ist, Schwester Egidia zu sprechen und ans Gitter zu rufen."

"Und wer hat das verboten?"

"Seine Heiligkeit, unser Papst Innozenz der Achte selber."

Nuntius Cheregato fuhr beinahe auf.

"Wie ist das möglich, Frau Priorin?"

"Schwester Egidia hat Seine Heiligkeit selber darum gebeten, ihr zu verbieten, am Sprechgitter oder im Gastraum zu erscheinen, und ihr zu befehlen, daß sie ihr Leben lang niemanden sehen dürfe, als einzige ihre Mitschwestern im Konvent."

Don Cheregato schüttelte verständnislos den Kopf.

"Unser heiligster Herr gibt sich doch nicht mit solchen Einzelheiten ab", meinte er, "woher soll denn Papst Innozenz überhaupt etwas wissen von dieser Schwester, die doch so ganz verborgen bleiben will?"

Da ging ein beinahe stolzes Lächeln über das azzetische Gesicht der Priorin. "Der gnädigste Herr Nuntius erinnert sich wohl daran, daß Papst Innozenz der Achte bis zu seiner Erhebung auf den Stuhl Petri als Bischof Giovann Battista Cibo Kardinal von Santa Cäcilia gewesen ist, also unser Kardinal während elf Jahren . . ."

"Allerdings — das ist so", erwiderte jetzt der Nuntius, "daran habe ich nicht gedacht!"

"Und in jener Zeit hat er einmal die Schwester Egidia ins Sprechzimmer befohlen, sie geprüft und, wie er nachher mir zu sagen die Gnade hatte, gefunden, daß sie mancherlei ungewöhnliche Gnaden von Gott erhalten. Sie hat sich damals in ihrer Demut halb zu Tode geschämt und unseren Kardinal um die einzige Gnade gebeten, daß er ihr verbiete, sich jemals einem anderen Menschen zu zeigen, außer den Mitschwestern des Konvents. Das hat Kardinal Cibo gewährt und als Papst bestätigt. Und so ist

die Schwester nun überglücklich, der Welt ganz verborgen zu sein, solange sie lebt. Sie will gewiß nichts Besonderes sein", wiederholte die Priorin mit einer gewissen Betonung.

"Nun glaube ich allerdings an ihre Demut", war die Antwort des Nuntius, "und Sie mögen tun, was Ihnen beliebt, Frau Priorin, wenn Sie auf das Gebet der Schwester Egidia etwas mehr halten, als auf das der anderen Ordensfrauen."

"Auch seine Heiligkeit haben wir schon befehlen lassen, daß Schwester Egidia in besonderen Anliegen beten soll. Sie erfährt aber niemals, für wen es geschieht und welches Anliegen es ist. Und ich bin selbst unendlich glücklich bei dem Gedanken, daß wir arme, unwürdige Schwestern etwas tun können für den Heiligsten Vater, der als unser Kardinal so voll Güte und Nachsicht gegen unser Kloster gewesen ist und viel öfter am Grabe der hl. Cäcilia einsam gebetet hat, als die Römer ahnen."

"Zeigt aber liegt eine ungeheuere Last von Sorgen auf seinen Schultern", ergänzte der Nuntius, "die Türkengefahr, der Streit mit Ferrante von Neapel, die Schwierigkeiten mit Florenz und dem Corvinus und dazu noch die große, halbheidnische Sittenverderbnis, welche durch die ganze Kirche schreitet und Gottes Strafgericht herausfordert . . ."

"Ja, gnädigster Herr", ergänzte Frau Tarcisia, "was noch mehr Sorgen macht: die Gesundheit des Heiligsten Vaters . . . Man hat ja sogar schon einmal durch die Gassen ausgerufen, er sei gestorben, und erst tags darauf haben wir erfahren, daß dem nicht so war."

"Sogar in seiner nächsten Nähe hat man für sein Leben befürchtet", sagte Bischof Cheregato, "und er selbst hat die Sterbesakramente verlangt, aber die Gefahr ging durch Gottes Gnade vorüber — vielleicht haben die Nonnen von Santa Cäcilia auch einen Anteil daran durch ihr Gebet", schloß er mit einer leichten Verneigung des Hauptes gegen die Priorin.

"Die Gesundheit Seiner Heiligkeit ist schon in den Jahren, da er noch Kardinal war, nicht mehr fest und beständig gewesen", klagte Frau Tarcisia, "und wenn Gott wollte, daß die Pest, die kaum vor einem Jahr erloschen ist in Rom, wieder erwachte . . ." Sie hielt bewegt inne.

"Die seligste Jungfrau und die heilige Cäcilia, deren Heiligtumshüter ja Papst Innozenz so lange gewesen ist, verlassen ihn sicherlich nicht mit ihrer Fürbitte", tröstete der Nuntius und fügte an: "Und im Lateran drüben ist gesündere Lust als

in Trastevere und dem Vatikan, auch holt sich die Pest ihre Opfer doch meistens aus dem niederen Volke in seinen dunklen, ungesunden Wohnungen.“

Betrübt nickte die Priorin, zögerte aber nicht, zu sagen: „Niemand hat ein Privileg gegenüber dieser Heimsuchung; es sind nicht viel mehr als zehn Monate her, da ist Prinz Giovanni von Neapel, der Sohn des Königs Ferrante, der nur wenige Tage hier war, von der Pest ergriffen worden und binnen zwölf Stunden gestorben; kaum konnte er noch die letzte Stunde empfangen. Gott behüte uns vor einem jähren und unversehnen Sterben.“

„Amen“, schloß der Auntius und erhob sich. Die Priorin tat desgleichen und kniete hinter dem Sprechgitter nieder, ebenso die andere Nonne im Hintergrund, um den Segen des bischöflichen Herrn zum Abschied zu empfangen.

Während er die Handschuhe anzog, fragte er plötzlich: „Frau Priorin, als ich hier eintrat, ist ein junges Mädchen aus dem Sprechzimmer gegangen. Haben Sie sie vielleicht vertrieben; es wäre mir Leid.“

„Sie war eben eingetreten“, erwiderte Frau Tarcisia, „als die Ankunft Euer Gnaden gemeldet wurde, und nun hat sie gerne gewartet. Die gute Lukretia ist nicht das erste Mal bei uns. Das tugendhafte Mädchen kämpft einen schweren Kampf. Ein Vormund will sie gegen ihren Willen einem Herrn vermählen, gegen welchen sie sich aus guten Gründen, wie ich glaube, sträubt. So flüchtet sie sich manchesmal zur hl. Cäcilia und ihren Diennerinnen, und wir tun, was wir können für das arme, von allen verlassene Kind.“

Einen Augenblick besann sich der Bischof, dann sagte er noch: „Es ist möglich, daß ich noch einige Zeit hier bin. Der Tag unserer Abreise nach Paris ist noch nicht bestimmt. Sollten Sie, Frau Priorin, glauben, daß ich irgend etwas für Euren Schützling tun könnte, so bitte ich, mir Nachricht zu geben. Es wäre mir ein Akt der Erkenntlichkeit dafür, daß das Mädchen — wie heißt sie?“

„Lukretia Albini ist ihr Name, gnädiger Herr —“

— „Doch Lukretia Albini hat meinetwegen warten müssen. Und nun befehle ich Euch, ehrwürdige Mutter Tarcisia und Euren ganzen Konvent Gott.“

Damit schritt Auntius Cheregato hinaus.

Ganz Rom war in Aufregung.

Man hatte die Leiche eines altrömischen Mädchens, das vor mindestens zwölfhundert Jahren gestorben

war, völlig unversehrt aufgefunden. Am Mittwoch nach Misericordias, noch im ersten Regierungsjahr des Papstes Innocenz VIII. (20. April 1485), war dieser Fund gemacht worden. Draußen an der uralten Appischen Straße, zu deren beiden Seiten sich Gräber und Grabdenkmale bis weit hinaus in die Campagna hinzogen. Am sechsten Meilenstein vor der Stadt hatte das Olivetanerkloster von Santa Maria Nuova ein Grundstück, auf welchem lombardische Maurer beim Graben auf antike Monamente stießen, darunter auf einen Marmorsarkophag ohne Inschrift. Als man denselben nicht ohne Mühe geöffnet hatte, lag vor den Augen der entseßten und erstaunten Finder nach Entfernung der schützenden Umhüllung die wunderbar erhaltene Leiche eines schönen Mädchens da, wie wenn es eine Schläfende wäre. Das Haar war glänzend schwarz, die Haut des Angesichtes und der Hände weiß, die Glieder weich und biegsam, das Haupt und die Hände trugen noch Goldschmuck. Es bestand nicht der geringste Zweifel, daß die im Tode noch so anmutige junge Römerin schon gestorben war zur Zeit der römischen Kaiser und der ersten Christen, wenn nicht noch früher.

Mit Sturmseile verbreitete sich die Kunde von diesem Ereignis durch die Stadt und zu Tausenden eilten die Römer und Römerinnen hinaus nach Sant Sebastian und dann weiter auf der alten Gräberstraße bis zum Fundorte. Und der Anblick der Toten wirkte erschütternd auf alle. Die einen weinten, die anderen standen sprachlos in Schrecken und Überraschung, als könne das schöne Mädchen die Augen öffnen und wieder lebendig werden, viele aber schlügen sich an die Brust und fragten: „Was hat das doch zu bedeuten, ist das ein gutes oder ein böses Vorzeichen der Dinge, die über Rom kommen werden? Gott sei uns gnädig!“

Es dauerte aber nicht lange, da traf eine starke Wache ein, hielt die Menge in geziemender Entfernung von dem Sarkophage, und dann wurde der so wunderbar erhaltene Leichnam unter starker Bedeckung in die Stadt hinein und auf die Höhe des Kapitols hinaufgebracht und im Konservatorenpalast niedergelegt. Hier konnte er von jedem besichtigt werden.

Und das geschah auch. Unaufhörlich drängten sich alt und jung, groß und klein, Männer und Frauen heraus und hinein und konnten sich kaum satt sehn an dem Wunder, und die Hüter desselben hatten Mühe, Ordnung zu halten. Manchen war es nicht genug, die tote

Jungfrau einmal geshäut zu haben; sie kamen ein zweites und drittes Mal, und der ganzen Hauptstadt der Christenheit, angefangen vom Lateranpalast, wo der neue Papst nunmehr seit sieben Monaten wohnte und den Villen und Palästen der Kardinäle und Patrizier, bis hinein in die engsten Gäßchen und Windeln der Suburra und des Trastevere-Viertels wurde von nichts anderem gesprochen, als von der Anmut und Schönheit der tausendjährigen Mädchenleiche der Via Appia.

„Wenn ein Abläß verkündet wäre“, berichtete eine fromme Nachbarin der ehrwürdigen Priorin von Santa Cäcilie, „können nicht mehr Leute zusammenkommen, und doch ist es bloß eine Heidin und ungetauft gewesen, so schön sie auch jetzt noch aussieht.“

Und als die junge Lukretia Albini am Sprechgitter erschien, bald nachdem der neue Nuntius für Paris, Bischof Cheregato sich entfernt hatte, da hatte wiederum die Tote von der Gräberstraße den Abläß dazu gegeben.

Lukretia erzählte, sie möchte ums Leben gerne auch das tote Mädchen sehen und wäre am liebsten allein zum Kapitol gegangen, aber der Vormund erlaube ihr das nicht; sie sei schon sechzehn Jahre alt und dürfe ohne Begleitung sich nicht in das Gedränge wagen.

„Bitte doch den Vormund, daß er dich selbst mitnimmt“, erwiderte Frau Tarcisia.

„Das will er nicht; er hat die Leiche schon gestern gesehen. Aber mit dem Prospero Manetti darf ich wohl gehen, hat er gesagt.“

Das Angesicht der Klosterfrau wurde ernst. „Das ist der fremde Maler, von dem Du mir erzählt hast“, bemerkte sie.

Das Mädchen erröte. „Ja, Frau Tarcisia, aber ... aber lieber ginge ich schon allein. Vor Signor Manetti fürchte ich mich, weiß nicht warum ... Wäre es eine Sünde, Frau Tarcisia, wenn ich, ohne etwas zu sagen, mit meiner Eugina (Base) Julia zum Kapitol ginge? Sie würde mich nicht verraten.“

„Jedenfalls wäre es ein Ungehorsam und du würdest deinen Vormund erzürnen. Wenn du guten Grund hast, dich nicht von dem Maler begleiten zu lassen, so kann der Vormund dich nicht dazu zwingen. Aber hinter seinem Rücken sollst du dann auch nicht gehen.“

„Also darf ich die tote Jungfrau überhaupt nicht sehen?“ Die Frage klang recht kleinlaut und traurig.

„Es würde dich wohl ein großes Opfer kosten?“ sagte mit halblauter, teilnehmender Stimme die Ordensfrau, wäh-

rend sie prüfend das Auge auf dem Mädchen ruhen ließ, auf dessen schönen Angesicht der Kampf deutlich zu sehen war, der sich in ihrer Seele abspielte.

Sie gab erst keine Antwort.

„Mit Signor Manetti ... die Tote beuchen ... mit dem Maler ...“ kam's langsam aus ihrem Munde in überlegendem Selbstgespräch, jetzt aber blitze es in den dunklen Augen auf und unwillig stampfte sie mit dem Fuß den Boden — „nein, und wiederum nein — mit Signor Manetti gehe ich nicht, gewiß nicht, ich will ihn nicht, ich mag ihn nicht“, sprudelte es entrüstet aus ihrem Munde, „und ich weiß auch wohl, was der Vormund im Sinne hat ... Jeden Abend ist der fremde Signor da und gibt dem Vormund sogar Geld und verlangt mich zu malen, und sagt, er wolle mich zur Frau nehmen ... Nein, nein niemals! Und geht's nicht anders, so brauche ich auch nicht auf dem Kapitol zu sein ... Aber vergessen werde ich es dem Signor Manetti niemals, und wenn ich hundert Jahre alt werde, daß er daran schuld ist.“

Die ehrwürdige Priorin hatte Mühe, ein leises Lächeln zu verbergen; nun aber antwortete sie in ernstem Tone: „Der Vormund meint es ja vielleicht gut mit dir. Aber zwingen kann er dich nicht; in diesem Punkte bist du frei, denn wer heiratet, bindet sich für sein ganzes Leben. Und daß du jede Zumutung des fremden Signore, der gegen Anstand und Ehre geht, abweisest, das ist eine Gewissenspflicht; hierin hast du Gott selber auf deiner Seite. Bist du für die Ehe bestimmt, so wird er sorgen, wenn du ihm nur treu bleibst in deinen Sitten.“

Bei den letzten Worten hatte sich Lukretia sichtlich beruhigt. „Ja, der liebe Gott wird schon den Rechten schicken und wird sorgen ...“, wiederholte sie, als ob sie mit sich selbst spräche.

„Und er wird dir's auch lohnen, wenn du ihm zulieb das Opfer bringst. Es ist ja ein Stück Abgötterei, wie das römische Volk die heidnische Leiche anstaunt, verherrlicht und verehrt, schier als ob es sich um eine göttliche Offenbarung handle; da ziemt sich mehr Zurückhaltung, auch auf Kosten der unbefriedigten Neugierde. Dies Opfer bleibt nicht vergessen bei Gott.“

So war die schöne Lukretia weggegangen und hatte dem Vormund daheim das Nötige erklärt.

Da gab es aber einen bösen Auftakt.

„Maledette ciondole“, schrie er wütend, „das haben dir die Betschwester da drüben in den Kopf gesetzt! Aber ich will wissen, wer zu befehlen hat, sie oder

dein von Gott und der Obrigkeit dir gesetzter Vormund!“

„Ich habe nur mit der Frau Priorin gesprochen“, war die Antwort Lukretias, „und sie hat mir nichts verboten. Und mit Euch, Herr Vormund, gehe ich noch in dieser Stunde zum Palazzo auf dem Kapitol — wenn es Euch gefällt.“ — „Oder auch“, fuhr sie nach einer Pause, da sie keine Antwort erhielt, fort, „mit der Julia oder ... ihrem Großvater, dem Zio Bartolomäo . . .“

Ein Fluch war die Antwort, während der Vormund mit der Faust auf den Tisch schlug. „Der Bartolomäo ist nicht dein Zio, und ich verbiete dir, ihn wieder so zu heißen.“ —

„Aber, Herr Vormund, ich habe doch immer „Zio“ zu ihm sagen dürfen.“ —

„Schweig!, ich kenne dich, falsche Dirne! Du sprichst von der Julia und von dem Bartolomäo, aber du meinst einen anderen, ihren Bruder Paolo, den Taugenichts.“ —

„Der Paolo ist kein Taugenichts“, lautete die Gegenrede Lukretias, deren Gesicht sich bei den letzten Worten des Vormunds dunkler gefärbt hatte, „er ist Orefice (Goldschmied) und ein rechtschaffener Mensch . . .“

„Nimm seinen Namen nicht mehr in den Mund, ragazza, sonst gibt's ein Unglück!“ brüllte der Alte. „Du hast keinen Verstand und verleugnest den Gehorsam! Und ich, der ich für dich denken und sorgen muß, ich sage dir: der Signor Manetti ist der Rechte und du solltest Gott und deinem Vormund auf den Knien danken, daß er uns kennengelernt und sein Auge auf dich geworfen hat.“

Lukretias schlanke Gestalt erhob sich unwillkürlich zu voller Höhe und mit dem Ausdruck unendlicher Geringsschätzung warf sie das Wort hin: „Er ist ja nicht einmal ein Römer.“

„Aber nahe bei Florenz ist er geboren, der Stadt der Medici“, schrie der Vormund, „und schon drei Jahre ist er in Rom und bleibt auch hier sein ganzes Leben lang. Und bei dem berühmten Meister Mantegna arbeitet er.“ —

Lukretias Entgegnung war ein bloßes Achselzucken.

„Und im Palazzo des Kardinals della Rovere“, fuhr der Vormund fort, „und im nächsten Monat hilft er mit in der Villa des Papstes selbst am Monte Mario, hörst du, verstockte Betschwester, in der Villa Seiner Heiligkeit!“

„Das mag er tun“, sagte sie, den Kopf nach rückwärts wendend, während sie gegen die offene Tür schaute, „aber mich soll er in Ruhe lassen. Und lieber will ich die tote Jungfrau gar nicht sehen, als mit ihm den Gang zum Kapitol machen.“

Im gleichen Augenblick verklärte sich aber ihr Gesicht zur hellen Freude, während draußen eine dünne Greisenstimme laut wurde: „Ecco Lucretia mia, da scheust du ja schon aus der bottega wie Vater Noes Jüngste aus der Arche, ob das gute Wetter bald kommt. Eine Sauhe ist's nicht, weder mit einem Ölzweig, noch mit einer Myrthe, sondern nur ein alter Rabe — Gott sei mit dir, Lucretia, mein liebes Mündel!“

„Gott segne Euch, Zio Bartolomäo“, erwiderte sie herzlich und streckte dem Eintretenden die Hände entgegen. Es war ein beweglicher, magerer alter Mann, der wohl die siebzig schon überschritten hatte; trotz des Sommers trug er einen leichten Mantel, unter welchem eine verschossene Uniform zutage kam, als er ihn würdevoll und graziös zurückschlug; sein glattrasiertes Gesicht mit den unzähligen Falten, war freudig dem jungen Mädchen zugewandt.

„Gott zum Gruß, Signor Lippi“, wandte er sich jetzt an den Vormund, der sich nicht eben beeilte, ihm zu antworten. Seine düstere Miene besagte nichts Gutes.

„Auch so“, brachte er langsam heraus, „ich möchte Euch aber bemerken, Signor Bartolomäo, daß die Lucretia kein Recht hat, „Zio“ zu Euch zu sagen; Ihr seid weder ihr Zio (Onkel), noch ihr nonno (Großvater), noch überhaupt nur ein parente (Verwandter). Und auch Euch steht es nicht zu, sie als Euer Mündel anzureden. Das steht allein mir zu, ich bin ihr rechtmäßiger Vormund.“

„Seid mir nicht böse, Signor Lippi, ich wollte keine Anspielung machen, noch Euch einen Abtrag tun. Wir sind ja hier nicht vor dem Amt, und wenn die Lucretia mich „Zio“ nennt und ich „Mündel“ zu ihr sage, weil wir das immer so gemacht haben, so ist das weder eine Sünde, noch ein Vergehen gegen das Gesetz. Aber ich komme, um Euch eine Mitteilung zu machen.“

Das letzte Wort hatte so nachdrücklich geklungen, daß der Vormund überrascht auffaute. Und jetzt hatte das vorhin so freundliche Gesicht des alten Bartolomäo den Ausdruck tiefsten Ernstes angenommen. Zugleich warf er einen bezeichnenden Blick nach der Seite, wo Lukretia stand, und Signor Lippi verstand denselben.

„Geh' in die Küche, Lukretia“, gebot er und das Mädchen verschwand im Hintergrund, während die beiden Männer sich setzten.

„Es ist nichts Schönes, was ich bringe, aber es muß sein“, begann der Greis, „und ich will nicht viel Umschweife ma-

chen. Der Maler Prosper Manetti ist ein Lump und ein Schuft.“

„Als hätte er einen Schlag ins Gesicht erhalten, fuhr Lukretias Vormund Lippi auf. „Wer wagt das zu sagen, wer sagt das?“ schrie er mit zornrotem Kopfe.

„Ich sage es, Signor Lippi, und sage es nochmal: der Maler Prospero Manetti ist ein Lump und ein Schuft. Ihr könnt auch die Türe öffnen, daß es die Nachbarn hören.“

Der Vormund schnappte nach Luft.

„Hütet Euch, Bartolomäo“, brachte er endlich heraus, „Signor Manetti steht im Dienste des Kardinals Rovere; wollt Ihr Euch unglücklich machen, — und er ist mein Freund!“

„Eben darum, Signor Lippi“, war die Antwort, „damit Ihr Euer Haus sauber haltet vor ihm. Der gute Ruf Lukretias:

„Ist bloß meine Sache und nicht die Eurer, Bartolomäo, und ich weiß selber zu sorgen. Sie ist nicht Euer Mündel, sondern das meinige, und ich selber brauche keinen Vormund mehr, habt Ihr mich verstanden, Bartolomäo?“

„Signor Lippi, warum lasset Ihr denn einen nicht aussprechen? Ihr wisset ja noch gar nicht, was ich euch zu sagen habe von diesem Signor Manetti. Wenn Ihr wüsstet, was ich weiß . . .“

„Dß er ein Maler ist, wie andere auch . . .“

„Dß er jeden Abend in einer Osteria sitzt am Ponto rotto bei ganz bösen Gesellen . . .“

„Das tun andere ebenso.“

„Dß er spottet und schlechte Reden führt über die Priester und Mönche und Prälaten und selbst über den Kardinal Rovere, der ihm Arbeit gibt und ihn zahlt . . .“

„Vielleicht hat er Grund dazu . . .“

„Und lästert — — sogar über den Heiligen Vater selber . . .“

„Woher wißt Ihr das, Bartolomäo?“

„Ich weiß es, Signor Lippi . . . Und was der Prospero Manetti verdient, verbraucht er, und noch weit darüber. Fragt einmal selber nach, oder besser, sagt der ostessa, Ihr wollet seine Schulden zahlen, dann erfahret Ihr alles, und der Atem wird Euch ausgehen.“

Jetzt wurde Signor Lippi doch etwas betroffen. „Wer sagte Euch das alles?“, fragte er unruhig.

„Das ist meine Sache. Ich bin aber noch nicht fertig, Signor Lippi. Die Osteria am Ponto rotto ist verrufen wegen der schlechten Weibspersonen. Signor Lippi, denkt an Lukretia, deren Vormund Ihr seid, denkt an ihren guten Ruf . . . Und dieser Mensch wagt es, bei Euch aus- und einzugehen, als ob er ihr sposo (Verlobter) wäre . . .“

„Er wird ein berühmter Maler sein und Geld im Überfluß verdienen“, schrie jetzt erbost der Vormund, „und die Lukretia wird ihn um den kleinen Finger wickeln . . .“

„Mit ihren sechzehn Jahren, das arme Kind! Aber so weit ist es noch nicht, Signor Lippi. Der Maler Manetti hat schon längst eine sposa (Braut) . . .“

„Erlogen; nie und nimmer!“

Es hatte den Anschein, als wollte Signor Lippi sich auf den alten Mann stürzen, aber dieser schlug würdevoll seinen Mantel gleich einer altrömischen Toga über der Brust zusammen und sprach: „Gefällt es Euch, so gehen wir zusammen nach dem Palazzo des Kardinals Rovere zum Meister Mantegna, dann wird er euch sagen, daß gestern ein ehrenwerter Mann aus Florenz dagewesen ist und nach dem Signor Manetti gefragt hat, weil dieser der marito (Mann) seiner Tochter sei . . .“

Ein wilder Fluch war die Antwort des Vormundes, aber der alte Bartolomäo fuhr unbirrt weiter: „Wenn er es in diesem Augenblick auch noch nicht ist, so wird er es doch werden. Der Manetti hat die Tochter des ehrenwerten Mannes betört und versüßt und hat ihr bei Gott und allen Heiligen die Ehe versprochen. Und nun will sie und ihr Vater nicht länger warten. Darum ist er hierhergekommen und hat ihn zur Rede gestellt. Signor Manetti hat ihm lauter schöne Worte gegeben, aber jetzt ist er völlig verschwunden, und kein Mensch weiß, wohin. Der Vater des armen Mädchens hat auch in der Osteria am Ponte rotto nachgefragt, aber da erfuhr er erst recht nichts Gutes. Der saubere Manetti habe oft genug gesagt, es falle ihm nicht ein, das Toch der Ehe auf sich zu nehmen; die Frauen seien ihm recht für seine Kunst und zum Zeitvertreib, im übrigen werde er ein freier Mensch bleiben. Auch über die Lukretia hat er in solcher Weise gesprochen. Und jetzt, Signor Lippi, werdet Ihr nichts mehr einzuwenden haben, wenn ich wiederhole, der Maler Prospero Manetti ist ein Lump und ein Schuft. Das betörte arme Mädchen läßt er sitzen, und ihr Vater, der ihm das Geld zur Reise hierher und zum Aufenthalt in Rom vorgeschenkt hat, hat ebenso das Nachsehen.“

Der Vormund nahm seinen Hut vom Nagel, an dem er hing, und erwiderte nur: „Schnurstrads gehe ich zum Maestro Mantegna — und wehe Euch, Bartolomäo, wenn Ihr mich belogen habt.“

„Bon viaggio“ (guten Weg!) war die Antwort, und ich danke Gott, daß ich alles erfahren habe zur rechten Zeit. Der heilige Schutzenkel der Lukretia sei ge-

lobt dafür.“ Das letzte Wort hörte Lippi nicht mehr; er war, außer sich vor Wut und Enttäuschung, hinausgestürzt, offenbar, um den Weg zum Palazzo Rovere zu machen.

„Jetzt öffnete sich auch die Küchentüre und Lukretia trat mit funkelnenden Augen herein: „Ich habe alles gehört“, sagte sie, „o Zio Bartolomäo, Euch hat sicher Gott geschickt. Nun weiß ich auch, warum mir immer so unheimlich zu Mute war, wenn der — der fremde Mensch ins Haus kam. Nun haben wir ihn doch glücklich los für immer. Meint ihr nicht auch, Zio Bartolomäo?“

Der Alte wiegte einen Augenblick bedächtig das Haupt. „Wir wollen es hoffen“, meinte er, „das Beste wäre freilich, wenn er auch ganz aus Rom verschwunden wäre.“

„Ist er denn noch da?“

„Höchst wahrscheinlich, figliuola mia; nirgends kann er sich besser verborgen halten, als hier, wo es hundert Schlupfwinkel gibt und er überall Freunde finden kann.“

„Meint Ihr gar, er könnte wieder ins Haus kommen?“ Der helle Schrecken schaute dem Mädchen bei dieser Frage aus den Augen.

„Es ist besser, Lukretia mia, du rechnest damit. Für die nächste Weile muß er sich ja schon verborgen halten, aber in einigen Wochen kann er die Zeit wieder für gekommen erachten. Er hat ja keine Ahnung davon, daß wir alles wissen.“

„Dann wird ihn aber der tuttore (Vormund) gleich beim ersten Wort aus dem Hause weisen.“

Wiederum besann sich der Alte einen Augenblick, ehe er antwortete: „Wir wollen es hoffen. Der Vormund wird vorsichtig sein, denn mit dem Manetti ist nicht zu spassen . . .“

„Per Dio, Zio Bartolomäo, — und wenn der Vormund ihm verrät, daß er alles von Euch erfahren hat — welche Angst für mich!“

„Mach dir keine Sorge, mein Kind; ich bin vorsichtig, und im Notfall kann ich mir immer noch helfen. Wenn man dreißig Jahre und darüber Dienst getan hat bei verschiedenen Herren und auch in der Leibwache des Papstes, so braucht man solch einen Menschen nicht zu fürchten.“

„Ihr glaubt also nicht, daß der, — der Fremde heimkehrt zu seiner — seiner armen sposa in Florenz?“

„Das glaube ich nicht. Vielmehr ist zu befürchten, daß Signor Manetti es im-

mer noch auf dich abgesehen hat, und daß er versuchen wird, den Vormund durch schöne Reden zu gewinnen für seinen Plan . . .“

Lukretia verschloß die Ohren mit ihren Händen und richtete sich mit flammandem Blick hoch empor. „Nein, Zio Bartolomäo, ich will überhaupt seinen Namen nicht mehr hören — ich — ich glaube, ich speie ihm ins Gesicht, wenn er wagt zu kommen, dieser schändliche Mensch . . . Und überhaupt“, fuhr sie fort, „ich kann nicht begreifen, daß der Vormund mich jetzt schon verheiraten will. Bin ja erst sechzehn Jahre alt . . .“

„Alt genug, wenn der Rechte da wäre“, meinte fröhlich der Alte, indem er die in voller Jugendfrische und Jugendkraft stehende Römerin mit seinen Blicken maß, daß sie unwillkürlich errötete.

„Ich habe noch keine Lust“, erwiderte sie dann, „und niemand weiß, ob ich nicht eines Tages noch eine Klosterfrau werde.“

Wiederum überzog ein fröhliches Schmunzeln das Gesicht Bartolomäos, als er sagte: „Bedremo (wir wollen ja sehen), aber, Lukretia Blandini, du mußt auch an das Erbe deines nonno (Großvaters) denken.“

Das Mädchen war einen Schritt nähergetreten; in tiefem Ernst fragte sie: „Von einem Erbe sprech Ihr, Zio, und vom Großvater . . . Ich verstehe Euch nicht. Ich bin doch ein armes Mädchen zu allen Zeiten gewesen, wie der Vormund mir schon oft gesagt hat.“

„Ja, Lukretia, und jetzt ist die Stunde da, wo du die Wahrheit erfahren sollst. Nicht von deinem Vormund, der nur an sich denkt, aber um so genauer von deinem alten Zio Bartolomäo, dem besten Freunde deines armen Großvaters. Gott hat ihn längst zu sich genommen, denn er ist gefallen im Kampfe gegen die Ungläubigen im fremden Lande vor vielen Jahren; dein Vater ist damals selber noch ein Kind gewesen . . .“

„Erzählet, ich bitte Euch um der Liebe Gottes willen, Zio Carissimo, erzählet! Der Vormund sagt mir ja gar nichts, als daß er mein einziger Verwandter sei und ich ihm alles verdanke. Und doch hätte ich das Recht, zu wissen, wie es denn kommt, daß ich mit 16 Jahren weder Großeltern noch Eltern mehr habe, noch Geschwister. Der tuttore sagt, es genüge, zu wissen, daß sie alle tot sind und ich alleinstehe auf der Welt.“

(Fortsetzung folgt).

Gebetserhörungen

Zöbing, N. d.: Almosen als Dank für die Hilfe des hl. Joseph, hl. Jud. Thadd., des hl. Herzens Mariä, des hl. Expeditus, hl. Stanislaus Kostka, hl. Woynius, hl. Joh. Berchmans, sel. Don Bosco, der hl. Theresia v. K. J. und der hl. Schutzengel.

B. N. in E.: Dem Prager Jesulein, der hl. Mutter Gottes von der immerw. Hilfe, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius v. Padua und der hl. Theresia v. K. J. sei inniger Dank gezeigt für Hilfe in schwerster Krankheit. Bitte auch um weitere Hilfe in neuer schwerer Krankheit.

Godesberg: Dem hl. Antonius vielen Dank für erhaltene, feste und dauernde Arbeit. Loskau eines Heidentindes und Veröffentlichung versprochen.

Wald: Sende aus Dankbarkeit für Hilfe in besonderen Anliegen eine Spende als Antoniusbrot, mit der Bitte um Veröffentlichung.

Dortmund-Hombrück: Anbei senden wir Ihnen Mf. . . . als Dank für Erhörung in Krankheit unseres Sohnes und um weitere Fürbitte. Almosen und Veröffentlichung war gelobt.

Lüttelforst: . . . Mf. Antoniusbrot zum Dank für die Genesung eines Kindes von schwerer Krankheit. Dank dem hl. Herzen Jesu, der hl. Mutter Gottes, dem hl. Antonius u. den armen Seelen. Almosen und Veröffentlichung war versprochen.

Würselen: Sende anbei . . . Mf. Almosen, zu Ehren der Mutter Gottes, des hl. Joseph, des hl. Antonius und der hl. Theresia v. K. J., als Dank für Ihre Hilfe in einem Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.

Godesberg: Innigen Dank der hl. Mutter Maria, dem hl. Joseph, der hl. Mutter Anna, dem hl. Antonius, der hl. Theresia v. K. J. und besonders auch dem hl. Herzen Jesu für die gnadenvolle Erhörung meines langjährigen Gebetes.

Oberwölbling: Dankagung zu Ehren der 3 großen, mächtigen Helfer, dem hl. Joseph, dem hl. Apostel Jud. Thaddäus, und dem hl. Antonius für Hilfe in einem großen schweren Anliegen.

Aschau: Innigsten Dank der hl. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, hl. Jud. Thadd. für Erlernung eines Handwerks. Veröffentlichung war versprochen. Bitte um weitere Hilfe.

Reichenstein, I. B. Almosen Mf. . . . als Dank für Heilung eines Beinleidens durch die Fürbitte des hl. Antonius.

Gr. Peterwitz: Sende Missionsalmosen als Dankagung der hl. Gottesmutter, dem hl. Ant., hl. Jud. Thadd., der hl. Theresia v. K. J. für Erhörung in einem seelischen Anliegen.

H.: Von Herzen tausendfachen Dank dem hl. Herzen Jesu u. Mariä, hl. Joseph, hl. Ant., hl. Jud. Thadd. und den armen Seelen für Hilfe in schwerer Krankheit und Bitte um weitere Hilfe.

Ungeannt: Dank der hl. Mutter Gottes und der hl. hl. Theresia für gute Stelle.

Würzburg, D. K.: Durch die Fürbitte des hl. Cayetan bin ich in einem großen Anliegen erhört worden.

M. J. i. M.: Vielen Dank dem hl. Herzen Jesu, der hl. Gottesmutter, dem hl. Jud. Thadd. und dem sel. Br. Konrad für wunderbare Hilfe in Stellungangelegenheit und Bitte um weitere Hilfe.

L. W. i. E.: Der hl. Maria und der hl. Theresia v. K. J. sei gedankt für Hilfe in Krankheit.

M. Sch. i. W.: Innigen Dank der hl. Gottesmutter u. dem hl. Joseph für erlangte Hilfe in einem schweren Anliegen und Bitte um weitere Hilfe. Veröffentl. und Almosen war versprochen.

M. Sch. i. W.: Dank dem göttl. Herzen Jesu u. Mariä u. dem hl. Joseph für erhörte Bitte in Heiratsangelegenheit.

R. F. i. Obh.: Innigen Dank dem hl. Anton., der hl. Theresia v. K. J. u. dem sel. Br. Konrad für ihre Fürsprache, durch die uns geholfen wurde in mehreren Anliegen.

J. H.: Innigen Dank der hl. Gottesmutter u. der hl. Theresia v. K. J. für glücklich verlaufene Operation, mit der Bitte um weitere Hilfe.

Brehell: Anbei Alm. zum Dank dem hl. Herzen Jesu, der hl. Gottesmutter, hl. Joseph, hl. Antonius u. der hl. hl. Theresia für Hilfe in schwerer Krankheit unseres Kindes.

Innigen Dank der hl. Gottesmutter, hl. Ant., hl. Joseph, sel. Br. Konrad, der hl. Walburga, hl. hl. Theresia, Theresie Neumann für unerwartete Hilfe in schwerer Krankheit.

Würzburg: Dem hl. Judas Thaddäus für seine wunderbare Hilfe innigen Dank.

Christine Schneider.

Gebetsempfehlungen

Fr. R. S.: Eine Berg.-Leserin bittet um eine Novene zur hl. Gottesmutter, hl. Joseph, hl. Theresia v. K. J., hl. Jud. Thadd. u. zu den armen Seelen um Hilfe in schweren Versuchungen, um baldige Stelle u. verschiedene Anliegen. Bei Erhörung Almosen versprochen.

Ums Gebet bittet: Ein schon lange leidender Priester; eine kranke Frau.

Geidw. S.: Anbei Antoniusbrot mit der Bitte ums Gebet zum gekreuzigten Heiland, zur hl. Jungfrau Maria, zur hl. Theresia v. K. J., zur hl. Anton., hl. Joseph, hl. Jud. Thadd. um Hilfe in Geldnot und anderen schweren Anliegen.

Steinbach, A. W.: Bitte um eine Novene um Bewahrung vor der Operation oder guten Verlauf derselben und um glückliche Standeswahl für meinen Sohn.

A. N.: Bitte um eine Novene in einem schweren Nerven- und Gemütsleiden, zum hl. Herzen Jesu, zur hl. Mutter Gottes, den 14 Nothelfern, zum sel. Br. Konrad u. den armen Seelen. Bei Erhörung Loskau eines Heidentindes.

Saarlouis: Eine Familie bittet die Berg.-Leser um das Gebet für ihre Anliegen.

Engkirchen: Eine Berg.-Leserin bittet um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, der immerw. Hilfe, hl. Joseph, u. hl. Jud. Thadd. in großen maßtartigen Sorgen.

Eich: Eine Berg.-Leserin bittet ums Gebet zur hl. Mutter Gottes, hl. Anton., hl. Jud. Thadd. u. den armen Seelen um Gesundheit u. gute Arbeitsmöglichkeit.

Kickerterhof: Eine Berg.-Leserin bittet ums Gebet zur hl. Gottesmutter, hl. Joseph, hl. Jud. Thadd., hl. Anton., hl. Theresia v. K. J., hl. Gertrud um Hilfe in großen Nöten.

Krefeld-Linn: Eine Wohltäterin empfiehlt sich dem Gebete der Berg.-Leser.

Aachen: Eine Berg.-Leserin bittet ums Gebet zum hl. Herzen Jesu, hl. Gottesmutter, hl. Joseph, hl. Anton., hl. Jud. Thadd. in großen Anl.

B. J. K.: Bitte um Gebetsempfehlung um die Fürbitte des hl. Anton. u. hl. Jud. Thadd., um baldige Nachricht. Ich verspreche bei Erhörung ein Almosen.

Eisen-Frintrop: Ein langjähr. Berg.-Leser bittet um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, der hl. Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe, hl. Joseph, dem hl. Antonius und den armen Seelen für Erlangung einer Stelle.

H. B. S.: Ein eifriger Berg.-Leser bittet um das Gebet zur hl. Mutter Gottes und zum sel. Bruder Konrad in einem schweren Anliegen. Bei Erhörung ein Heidentind versprochen.

G. Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet in schweren finanziellen Anliegen.

Bitte ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, dem hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus in großen Geldsorgen, Familienangelegenheiten, schweren Seelenleiden und um ein braives Dienstmädchen.

Köln-Mülheim: Bitte ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, der hl. Gottesmutter, hl. Mutter Anna, hl. Antonius, hl. Theresia, hl. Gerard, zu Vater Kolping und allen Engeln und Heiligen um Hilfe in verzweifelter Wohnungs-, Geschäfts- und Geldnotlage. Bei Erhörung Veröffentlichung gelobt.

Falkenberg: Eine Berg.-Leserin bittet ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zum hl. Antonius, zu den armen Seelen, um guten Ausgang eines langjährigen Prozesses u. um gute Arbeit. Bei Erhörung ist Veröffentlichung u. Almosen gelobt.

Wichnitz, M. P.: Eine Berg.-Leserin bittet ums Gebet zu Ehren der hlst. Dreifaltigkeit zum hl. Jud. Thadd. und zur hl. Theresia v. A. J. in schweren Anslegen.

Wichnitz, B. S.: Sende Almosen und bitte ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter Gottes v. d. immerwährenden Hilfe u. den armen Seelen um eine baldige Wohnung und Zurückerlangung eines größeren Geldverlustes. Bei Erhörung ein Heidenkind verprochen.

Kamitz: Anbei . . . Ml. Antoniusbrot, mit der Bitte ums Gebet zum hl. Ant. um Heilung einer Krankheit und Bewahrung vor einer Operation.

Seichwitz: Bitte ums Gebet um bessere Arbeit und Hilfe in der schweren Zeit. Ferner . . . Ml. Almosen zu Ehren der Mutter Gottes u. der hl. Theresia v. A. J. um Gesundheit von zwei Nichten.

B. J.: Eine Berg.-Leserin bittet um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, zur hl. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Aloysius, dem hl. Thomas von Aquin, dem Patron der studierenden Jugend für etwas bessere Fortschritte, besonders in einem Fach, in der Schule. Veröffentlichung verprochen.

Kottwitz: Bitte um eine Novene zur hl. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, zum hl. Antonius in einem schweren Anliegen, um guten Ausgang einer Sache und um eine baldige glückliche Heirat. Bei Erhörung Almosen verprochen.

Gr. Strehlitz: Anbei Ml. . . . mit der Bitte um eine Novene zur Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius, hl. Jud. Thadd. u. den armen Seelen im Fegefeuer, um Erhörung einer großen Bitte in Geldangelegenheit und um Erfolia. Bei Erhörung folgt Missionsalmosen.

Bitte um eine Novene zur Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius und zur hl. Theresia v. A. J. um Sinnesänderung meines Mannes und um Frieden in der Familie. Anbei . . . Ml. als Antoniusbrot.

Neufra: Man bittet um das Gebet um Familienfrieden.

Dehningen: Bitte ums Gebet zur Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Wendelin u. hl. Antonius um Hilfe in schwerster Not.

Würzburg: Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet, um Sinnesänderung ihres Sohnes und um Erkenntnis des richtigen Verufes.

A. J. v. A.: Eine Berg.-Leserin bittet um das

Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur hl. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Jud. Thadd., zur hl. Theresia v. A. J. und den armen Seelen um Hilfe in Krankheit und anderen Anliegen.

Th. J. i. Sch.: Eine Berg.-Leserin bittet ums Gebet zur hl. Familie, zur hl. Theresia u. zum sel. Bruder Konrad um baldige Hilfe in Zahlungsangelegenheiten.

Neunstrichen: Bitte um das Gebet in Familienangelegenheiten.

A. A. i. F.: Eine schwerkrankte Mutter von 4 Kindern bittet ums Gebet.

Es bitten ums Gebet: 9 Familien in verschiedenen Anliegen; 5 Familien in finanzieller Not und 6 Personen um Hilfe in Krankheit.

G.: Dem Gebete wird empfohlen ein schwerkrankender Mann und ein Fräulein um Gesundheit, damit es ihrer Arbeit vorstehen kann.

Doberschitz: Bitte ums Gebet zum hl. Antonius u. zu den armen Seelen um eine gute Stelle zu bekommen. Bei Erhörung ist Veröffentlichung und Almosen versprochen.

Es wird gebeten um das Gebet zum hl. Thaddäus, zum hl. Joseph, zum hl. Antonius und zur hl. Theresia v. A. J. in einer schweren Geldangelegenheit. Veröffentlichung und Missionsalmosen ist versprochen.

M. S.: Eine Berg.-Leserin bittet dringend ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur hl. Mutter Gottes von der immerwährenden Hilfe, zum hl. Antonius, zur hl. Theresia v. A. J., zum hl. Jud. Thadd. und zu den hl. 14 Nothelfern in einem schweren Familienanliegen. Bei Erhörung wird Antoniusbrot und der Kauf eines Heidenkindes versprochen.

Dürmentingen: Ein schwer erkrankter Berg.-Leser bittet um eine neuntägige Andacht zum hlst. Herzen Jesu, zur hl. Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius, und zur hl. Theresia um Erlangung der Gesundheit. Bei Erhörung Almosen.

Ungenannt: Bitte dringend um eine baldige Novene zum hlst. Herzen Jesu, zur hl. Mutter Gottes v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus und zur hl. Theresia v. A. J. in großen Familienanliegen, in schweren Geldnoten und Wiedererlangung des Seelenfriedens. Bei Erhörung Veröffentlichung und Almosen verprochen.

Brüting: Eine Förderin bittet um das Gebet zu Ehren des hl. Antonius, der hl. Theresia u. den 14. Nothelfern um Heilung eines schweren Beinleidens für ihr Kind.

A. W. L.: Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter von der immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Jud. Thadd. u. zum sel. Br. Konrad um Hilfe für einen frischen Sohn und für einen Sohn um Gesinnungsänderung und daß eine Sache gut abgeht. Bei Erhörung Almosen und Veröffentlichung.

Bitte ums Gebet zur hl. Gottesmutter, zum hl. Joseph, zur hl. Theresia v. A. J., zum hl. Antonius und zum sel. Br. Konrad um gute Standeswahl und Aufgabe eines unerlaubten Verhältnisses.

Würzburg: Um Sinnesänderung meines Mannes und Rückkehr zu seinen Kindern.

Es starben im Herrn

Im Jahre 1931 starben im Dienste Gottes und der Seelen:

Der Hochw. Pater Eligius Müller, eingeb. Prücker. Marlannhill.

Der ehrw. Fr. Otto Möser, Aleriter, RMM. Die ehrwürdigen Brüder:

Br. Hypolit Zimmermann, RMM.

Br. Eugen Haberberger, RMM.

Br. Candidus Harder, RMM.

Br. Majol Heindl, RMM.

Br. Joh. Baptist Raba, RMM.

Br. Edmund Hohe, RMM.

Br. Heinrich Hölschel, RMM.

„Selig die Toten, die im Herrn sterben, denn von nun an, so spricht der Geist, ruhen sie aus von ihren Arbeiten, ihre Werke aber folgen ihnen nach.“ (Ap. 14. 13).

Altendorf: Rosa Beck, jahrelang ehrige und treue Förderin unserer Missionschriften.

Würzburg: Ernst Heuner. Alzingen: Margarete Walter. Markt Walb: Maria Hauser. Ettlingen:

Dubuque: Franziska Muellerlehy. Junction: Magdalena Schmid. Baltimore: Kunigunde Lößler. Detroit: Alois Gläser. Brooklyn: Matthias Kaicher. Erie: Georg Deutsch. und Frau R. Schisslinger. Karl Weber. Mangolshausen: Barbara Schüle. Großhöfstadt: Adelheid Behr. Motten: Wilhelm

Will. Köln-Niehl: Johann Dic. Euchenheim: Dabö Witzkichen. Altenhundem: Maria Müller. Essen-Brenneney: Wilhelm Henscheid. Rheyde: Frau Elisabeth Wieschers. Wiesbaden: Chr. Schw. Eusteda. Steyl: Wilhelm Klinenberg. Saarlouis: Anna Schwinn. Stolberg: Wilhelm Wasser. Essen: Wwe. Maria Vervoos.

Büchertisch

Advents-Freude. Ein Werkbüchlein von Burkhard Münch. 48 Seiten Text und 8 Kupferstichdruckbilder. 40 Pfennig, 65 Groschen, 50 Rappen. Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München 13. Friedrichstraße 18.

Burkhard Münch zeigt uns in seinem Büchlein „Advents-Freude“ einen Weg, wahre, echte Weihnachtsfreude zu bereiten und selbst zu finden. Er zeigt, wie man aus einfachen Mitteln einen Adventskranz fertigen, wie man aus braunen Wildstiz zweigen weiße Blüten fürs Fest zaubern kann, wie man einen Adventskalender, eine Adventskranz-Karte macht und sogar mitten im Winter bunte Blumen in Töpfen zieht. Er schildert, wie aus einfachen Mitteln die Gewandung des hl. Nikolaus herzustellen, wie der Weihnachtsbaum zu schmücken sei; er fertigt mit uns eine Krippe und sogar Krippenfiguren an und erzählt von einer schönen deutschen Feier im Familienkreise. Das Wunderstädlein. Eine Weihnachtsgeschichte von Marga Müller. Bilder von S. Madlener. 80 Seiten Text und zehn farbige Vollbilder, sowie viele Bilder im Text. Halbleinen geb. Mf. 6.— Verlag Josef Müller, München 13. Wer den Weihnachtshimmel will, mit seinem Leuchten, Singen, Lachen und Klängen, der schließe das „Wunderstädlein“ auf, wandere erst durch sein Reich, schaue seinen Engeln, seinen Kindern und allen ins Herz. Dann wirst du spüren, wie anders deine Stube geworden ist: Kinderstöh und weihnachtstelig!“

Sigrid Undset: Das Weihnachtswunder. Text zweisprachig, 32 Seiten. 8 Kupferstichdruckbilder. Büttenumschlag. Mf. 1.25. Verlag „Ars sacra“, Josef Müller, München 13. So klein das Büchlein ist, so wertvoll ist es. Wer es richtig liest, wird von diesem Weihnachtswunder auch zur unvergleichlichen Weihnachtsgesprächen kindlichen Bebens kommen. Da, jenes „Ave Maria“, mit dem das Büchlein bedeutungsvoll abschließt, wird ihm zum „Weihnachtsgeschenk“.

Der zerrissene Mantel. Eine Weihnachtsgeschichte von Heinrich Mohr. 32 Seiten Text und 1 Titelbild. 40 Pfennig. Verlag „Ars sacra“ Joseph Müller, München 13. Friedrichstr. 18. Weihnachtsgeschichten gibt es viele; solche gibt es wenige. Das ergreifende Geschehnis, das hier geschildert wird, die Form und Sprache von Heinrich Mohr, die prächtige Ausstattung durch den Verlag schaffen ein Geschenk, das für alle Schenfenden und für alle Beschenkten hochwillkommen sein wird.

Peter Lippert S. J.: Liebfrauen-Minne. Ein Pilgergang durch das Marienleben. 248 Seiten mit 118 ganzseitigen Kupferstichdruckbildern. Halbpergament 15 Mf.. Verlag „Ars sacra“ Joseph Müller, München 13.

Es will den Menschenkindern auf ihre mühseligen, schmerzensreichen Pilgerwege ein Ideal vor die Augen stellen, das ihnen Licht, Trost, Kraft Mut, Führung aus einem Karfreitag zum Osterfest des Sieges und der Auferstehung bedeutet. Dehen, Peter, Leben und Gegenwart. Ein Führer für die gewerbliche Jugend. 112 Seiten. Karton. 1.20 Mf. ab 25 Stück je 1.10 Mf. Herder-Verlag, Freiburg i. Br.

Die Frage nach dem lebenskundlichen Lesebuch, das vom Religiösen her zu der neuen Wirklichkeit unserer Zeit im aufbauenden und zukunftsbejahenden Sinne Stellung nimmt, ist durch die-

ses Werk für den männlichen Teil der gewerblichen Jugend nicht nur gut, sondern vorbildlich gelöst.

Flecke, Hubert: Marienkäferchens Reise ins Menschenland. Mit farbigen Bildern von Else Wenz-Victor. 94 Seiten. In Leinwand 4.80 Mf. Herder-Verlag, Freiburg i. Br.

Das ist eines der ganz wenigen Bücher, die ohne Gefühlsduselei das Kind, die Natur verfehren und als ein Eigenes begreifen lehren. Vertrautsein mit dem Leben in Wald und Feld, Teich und Fluss — das will der Verfasser schon dem Kind vermitteln. Das Buch ist wirklich ein guter Führer!

Theresien-Kinder-Kalender 1932. Von D. W. Mut. 80 S., 40 Pf. Salesianer-Verlag, München 11.

Inhalt und Bilder wirken erzieherisch, ohne aufdringlich zu sein, und gerade dieses gibt dem Kalender eine besondere Wertnote.

Nr. 22, „Kleine Haussbücherei“: Im Höllenschornstein. 64 S., 20 Pf. — Kanisiuswerk Freiburg, Schweiz.

Mit seinem psychologischen Sinn weiß der Verfasser als Jugendfreund und Erzieher, wie er in einer spannenden, atemraubenden Erzählung die Geschichte eines Lausbuben unsern Jungen als warnendes Beispiel schmachhaft darbieten kann.

Nr. 31, „Kleine Lebensbilder“: Gemma Galgani, von M. A. Ignaz. 64 S., 20 Pf. — Kanisiuswerk Freiburg, Schweiz.

Eine moderne apostolische Dulderseele, die viel und vorbildlich für die Befreiung der Sünder gesessen und gebetet hat. Ihre Heimat ist Italien, ihr Geburtsjahr 1878, ihr Sterbejahr 1903.

Drum prüfe, wer sich ewig bindet. Ein Verlobungsbüchlein für junge Menschen. 6. Aufl. 84 S., 75 Pf. Verlag: Martinusbuchhandlung, Illerissen, Bayern.

Ich würde keine seines Gabe für junge Leute, die alsmäßig ans Heiraten denken, besonders auch für Teilnehmer an Eheschäufen.

Der Herrgott sucht Helfer. Aufrechtenkalender 1932. 40 S., 30 Pf. Bei Mehrbezug billiger. Hohenrechberg-Verlag, Berlin SW 48, Puttkamerstraße 10.

Seider, der den Kalender sieht und liest, muß ihn empfehlen. Niemand sollte den Kalender seinen Kindern und Schülern vorenthalten.

Jug.-nd.-Missionstkalender 1932. Vierundzwanzigster Jahrgang. Herausgegeben von der St. Petrus Claver-Sodalität. 64 Seiten Kleinostav, mit einem Kunstdruckbild. Preis: 40 Groschen. Bestelladreise: St. Petrus Claver-Sodalität, Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 19.

Als vorzügliches Erziehungsmittel sei der Jugend-Missionstkalender allen katholischen Eltern und Erziehern wärmstens empfohlen.

„Claver-Missionstkalender 1932“. Fünfundzwanzigster Jahrgang. Herausgegeben von der St. Petrus Claver-Sodalität. 96 Seiten Großostav mit Bildersäule und eingelegetem Wandkalender. 80 Groschen. Bestelladreise: St. Petrus Claver-Sodalität Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 19.

Der Claver-Missionstkalender paßt in jedes katholische Haus. Er ist auch erstaunlich billig und zudem wird bei Abnahme von zehn Kalendern ein elster gratis dazu gegeben.

Unser neuester

AUSWAHL-KATALOG 1932

ist soeben erschienen!

Er soll ein kleiner Berater der christlichen Familie sein, um allen Angehörigen des Hauses ein für sie passendes Buch zu zeigen. — Elternbücher,



Kinderbücher, Erzählungen und spannende Geschichten für Knaben und Erwachsene, alles ist vertreten. Eine Doppelpostkarte liegt z. Benutzung bei

**Der Katalog wird allen Förderern beigelegt
Er kann auch gratis von uns bezogen werden**

1932

Mariannhiller Jubiläumskalender

Zum 50jährig. Bestehen der Mariannhiller Mission

Die Jubiläumsausgabe dieses Kalenders ist in besonderer Weise ausgestattet. Gediegener Lesestoff aus der Gründungszeit und Fortentwicklung der Mariannhiller Mission bis auf heute wechselt ab mit Unterhaltendem und Belehrendem, Heiterem und Ernstem mit einer Fülle von Illustrationen, darunter zahlreiche Vollbilder. Ein Wandkalender und zwei hervorragend schöne Buntbilder sind dem Lesekalender, der eine wirkliche Festgabe ist, beigelegt. — Preis 60 Pfennig.

St. Josephs-Verlag, Reimlingen